

Diplomarbeit

Titel der Diplomarbeit

Wohnen in der Freihofsiedlung

Das Erbe der Siedlerbewegung

Verfasserin

Romana Michalek BA

Angestrebter akademischer Grad

Magistra der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften

(Mag. rer. soc. oec)

Wien, im März 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A121

Studienrichtung lt. Studienblatt: Soziologie (rechts-, sozial- und wirtschaftswissenschaftlich)

Betreuerin: Univ.- Prof. Dr. Hilde Weiss

Hinweis im Sinne des Gleichbehandlungsgesetzes

Aus Gründen der leichteren Lesbarkeit wird auf eine geschlechtsspezifische Differenzierung, wie z.B. Bewohner/Innen, verzichtet. Entsprechende Begriffe gelten im Sinne der Gleichbehandlung für beide Geschlechter.

Inhaltsverzeichnis

I.	Einleitung	6
1.	Vorwort	6
2.	Fragestellung und Zielsetzung	8
II.	Theoretische Grundlagen	10
1.	Überblick über das Thema „Wohnen“	10
1.1.	Der Begriff „Wohnen“	10
1.2.	Das Thema „Wohnen“ in der Soziologie	10
1.3.	Wandel gesellschaftlicher Wohnweisen	11
1.4.	Die Funktionen des Wohnens im 20. Jahrhundert	12
2.	Die Wirkbereiche des Wohnens	14
2.1.	Themenerklärung	14
2.2.	Wohnweise und Wohnkultur	15
2.3.	Die Bedeutung von Symbolwerten beim Wohnen	16
2.4.	Wohnen und Sozialisierung	17
2.5.	Wertvorstellungen beim Wohnen	18
2.6.	Der soziale Prozess des Wohnens: Das Wohnverhalten	19
3.	Nachbarschaft	21
3.1.	Eine „kleine“ Gesellschaft	21
3.2.	Nachbarschaft in der Großstadt	21
3.3.	Qualität der Nachbarschaftsverhältnisse	22
3.4.	„Wohnraumpolitische“ Maßnahmen für gute Nachbarschaftskontakte	22
4.	Raumsoziologische Konzepte	28
4.1.	Klassische Raumvorstellungen	28
4.2.	Raubegriff in der Soziologie	29
4.3.	Die Rolle des Raumes beim Wohnen	29

5. Die Siedlung als Wohn- und Lebensraum	30
5.1. Allgemeines zur Siedlung	30
5.2. Vorteile des Siedlungslebens	30
5.3. Gemeinschaftsleben in Siedlungen	31
5.4. Anpassung versus Abgrenzung im Siedleralltag	32
6. Aktueller Forschungsstand	33
6.1. Anforderungen an „zeitgemäßes Wohnen“	33
6.2. Freiheit als „neues“ zentrales Wohnbedürfnis	34
III. Wohnen in Wien	36
1. Österreichisches Wohnrecht	36
1.1. Die Gesetzeslage	36
1.2. Gemeindewohnobjekte	37
1.3. Genossenschaftswohnobjekte	37
1.4. Unterschiede zwischen Gemeinde- und Genossenschaftswohnobjekten	38
2. Entwicklung des Wohnbaus in Wien (nach 1918)	38
2.1. Die Wohnungsnot	38
2.2. Siedlerbewegung versus kommunaler Wohnbau	40
2.3. Die Gemeindesiedlungen	41
2.4. Unterschiede zwischen Genossenschafts- und Gemeindesiedlungen	42
2.5. Bilanz der Wohnbautätigkeiten (bis 1934)	43
3. Die Freihofsiedlung	43
3.1. Die Freihofsiedlung historisch	43
3.2. Die Freihofsiedlung architektonisch	49
3.3. Die Freihofsiedlung rechtlich	54
IV. Empirischer Teil	58
1. Forschungsfrage, Datengrundlage und Methodik	58
2. Der Fragebogen	60

3.	Darstellung der Ergebnisse	63
3.1.	Soziodemographische Zusammensetzung der Freihofsiedlung	63
3.2.	Themenschwerpunkt „Wohnzufriedenheit und -unzufriedenheit“	72
1.)	Zufriedenheit mit den Wohnebenen	72
2.)	Wohnzufriedenheit und Wohndauer	75
3.)	Zufriedenheit mit verschiedenen Bereichen	76
4.)	Zufriedenheit mit Institutionen und Infrastruktur	78
5.)	Sicherheit	80
6.)	Regressionsmodell Wohnzufriedenheit	84
3.3.	Themenschwerpunkt „Soziales“	87
1)	Die soziale Schicht	87
2)	Zusammenleben	92
3.4.	Themenschwerpunkt „Identifikation und Bindung“	94
1.)	Bindung an die Freihofsiedlung	94
2.)	Identifikation	96
V.	Conclusio und Ausblick	100
VI.	Abbildungsverzeichnis	102
VII.	Tabellenverzeichnis	102
VIII.	Literaturverzeichnis	103
IX.	Anhang	106
1.	Fragebogen	106
2.	Zusammenfassung	113
3.	Lebenslauf	114

I. Einleitung

1. Vorwort

Ich habe mich für das Thema der „Wohnzufriedenheit“ in der Freihofsiedlung aus persönlichem Interesse entschieden. Sowohl durch Lehrinhalte des Soziologiestudiums, als auch durch persönliche Erfahrungen und Beobachtungen konnte ich während der letzten Jahren feststellen, dass die Siedlung, in der ich seit meiner Geburt wohne, ein interessantes Forschungsgebiet darstellt.

Die Freihofsiedlung ähnelt in ihrem sozialen Gefüge einer Dorfgemeinschaft. Dies ist deshalb relevant und interessant, da sich die Reihenhaussiedlung in Wien befindet. Sie liegt in einem Randbezirk, dem 22. (Donaustadt), der zusammen mit dem auch am Rande Wiens gelegenen 21. Bezirk lange Zeit als „ländlicher“ gestalteter Teil Wiens wahrgenommen wurde. Dieses Bild ist besonders in den letzten Jahren stark im Wandel begriffen, da eine starke Zunahme an Neubautätigkeiten (Wohnbau, Einkaufszentren, u.a.) erfolgte. Auch die Verlängerungen der U- Bahnlinien 1 und 2, die unter anderem mit dem Werbeslogan „Damit der Stadtrand näher ans Zentrum rückt“ angekündigt wurden, haben zu diesem bereits teilweise erfolgten Imagewandel des 22. Bezirks beigetragen.

Die Freihofsiedlung bzw. ihre Bewohner, scheinen von diesem Wandel unberührt. Dies könnte unter anderem daran liegen, dass sie eine relativ große Fläche einnimmt und durch ihre Bauweise Neubautätigkeiten innerhalb der Siedlung ausgeschlossen sind. Zudem könnte die optische Erscheinung und Gestaltung der Siedlung eine Rolle spielen. So wird der Natur als Gestaltungselement trotz der großstädtischen Lage viel Platz eingeräumt. Nahezu alle Häuser besitzen kleine Vorgärten (ca. 3- 8m²) sowie einen größeren Garten hofseitig (ca. 100-300 m²). Die meisten dieser hofseitigen Gärten sind zusätzlich durch einen ca. 2 Meter breiten Wirtschaftsweg miteinander verbunden. In der Freihofsiedlung fungieren die Gärten nicht nur als Orte der Erholung und Entspannung, sondern oft auch als Orte der Unterhaltung. So gibt es viele Bewohner die gemeinsam Grillfeste oder gemütliche Abende veranstalten. Welche wichtige Rolle der Garten und die Natur bei den gesellschaftlichen Aktivitäten einnehmen, merken die meisten Bewohner besonders daran, dass im Winter die Kontaktintensivität mit den angrenzenden Bewohnern gegenüber dem Sommer etwas abnimmt.

Dass sich die Bewohner der Freihofsiedlung als eine Einheit wahrnehmen und solidarisch zusammenhalten war ein bereits zu ihrer Gründungszeit definiertes Ziel. So erzeugte der Architekt der Freihofsiedlung bewusst die Atmosphäre einer „autarken Kleinstadt“ und die ersten Siedler, die sozialdemokratisch orientiert waren, träumten von einem solidarisch geführten Lebensstil und -alltag innerhalb der Anlage.

Dieses Flair ist meines Erachtens noch heute spürbar. Die meisten Bewohner pflegen nicht nur Nachbarschaftskontakte sondern vor allem -hilfe. Naturgemäß zeigen nicht alle Bewohner an Freundschaften innerhalb der Nachbarschaft Interesse, jedoch denke ich, dass eine große Mehrheit der Bewohner zumindest einen friedlichen und höflichen Umgang miteinander schätzen.

Der spürbare bzw. gelebte soziale Zusammenhalt könnte unter anderem in dem Vergaberecht für freigewordene Reihenhäuser der Freihofsiedlung begründet sein. Durch das Statutenrecht der sogenannten „Erbmiete“ können freigewordene Häuser ausnahmslos von Nachfahren der ursprünglichen Siedler übernommen werden. Da sich das Anrecht der Nachfahren nicht nur auf das eine, ursprüngliche, von dem Vorfahren bewohnte Haus bezieht, gibt es heute viele Familien, die mehrere Häuser bewohnen. So kommt es vor, dass die Großeltern, die Eltern, die Kinder sowie die Enkel in der Freihofsiedlung wohnen. Außerdem führte die Erbmitte dazu, dass sich heute viele Bewohner schon seit ihrer Geburt kennen. Das alleine wäre noch nicht außergewöhnlich. Das wird es jedoch, wenn man bedenkt, dass auch jene gekannt werden, die in früheren Generationen hier lebten.

Die heutigen Bewohner besitzen daher sowohl auf der gesellschaftlichen bzw. sozialen Ebene (alte Freundschaften oder Feindschaften, gemeinsame Erinnerungen und Erlebnisse), als auch auf der historischen, rechtlichen und politischen Ebene (Siedlerbewegung- gemeinsame Interessendurchsetzung die zu den heutigen Wohnverhältnissen geführt hat) ein kollektives Gedächtnis, welches für den Zusammenhalt sorgt.

Ich lebe sehr gerne in der Freihofsiedlung. Nach meiner persönlichen Meinung bietet die Siedlung eine außergewöhnliche hohe Wohnqualität, die sich aus einer ansprechenden Architektur (Gestaltung der Siedlung, Anlage der Häuser, gärtnerische Ausgestaltung, u.a.) und intensiv gelebtem sozialen Zusammenhalt (nette Nachbarschaftskontakte bis hin zu Freundschaften) zusammensetzt.

In der vorliegenden Arbeit wird sich zeigen, ob ich mit meinem Gefühl und meiner Meinung „alleine“ bin oder ob die befragten Bewohner ähnlich empfinden und denken.

2. Fragestellung und Zielsetzung

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit der subjektiv empfundenen Zufriedenheit mit der eigenen Wohnsituation. Da Wohnen ein menschliches Grundbedürfnis ist und die Wohnung heute sehr viele Funktionen zu erfüllen hat, ist es ein Themenbereich, den man regelmäßig erforschen und aktualisieren sollte. Des Weiteren steht die Empfindung der Lebensqualität des Einzelnen heute sehr häufig in engem Zusammenhang mit seiner Wohnsituation. Daher sind die Erforschung und das Erkennen der auf die Wohnzufriedenheit einflussnehmenden Faktoren sehr wichtig.

Das Thema „Wohnen“ war schon immer ein sehr zentrales für die Menschheit. Das „Wohnen“ war in den vergangenen Jahrtausenden ständigem Wandel unterworfen. Auch in Zukunft wird es sich fortlaufend verändern und an die jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnisse anpassen bzw. angepasst werden. Während in früheren, wirtschaftlich weniger entwickelten Zeiten noch Zielsetzungen wie das sprichwörtliche „Dach über dem Kopf“ vorrangig waren, die Wohnung also als Schutz vor Kälte, Nässe, usw. gedient hat, ist heute die Erfüllung vieler weiterer Faktoren notwendig, um ein angemessenes erfüllendes Gefühl der Wohnzufriedenheit bei dem Bewohner zu erreichen. Große Bevölkerungsanteile der kapitalistischen Wohlstandsgesellschaften des „Westens“ sind zum Teil sehr „verwöhnt“. Gerade jüngere Generationen, besonders die Nachkriegsgeneration, kennen „richtige“ Armut nur aus den Erzählungen ihrer Eltern bzw. Großeltern und haben keine Vorstellung von Um- bzw. Zuständen wie Hunger, Kälte oder Platzmangel (z.B. lebten in Wien noch Anfang des 20. Jahrhunderts bis zu 10 Personen oder mehr auf 30m²). In Österreich wird es heute als „normal“ und üblich betrachtet, dass einer Einzelperson eine zumindest 30m² große Wohnung zuzustehen hat. Dieser selbstverständliche Wohlstand hat dazu geführt, dass Wohnen, um die Menschen zufrieden zu stellen, mittlerweile sehr viel mehr Funktionen zu erfüllen hat, als lediglich die physische Schutzfunktion.

Die vorliegende Arbeit gliedert sich in drei Teile.

Im ersten Teil, dem theoretischen Abschnitt, werden verschiedene zentrale Überlegungen und bisherige Erkenntnisse zu dem Thema „Wohnen“ dargestellt. Er ist in mehrere Themenbereiche, die das „Wohnen“ umfasst, gegliedert.

Im zweiten Teil dieser Arbeit wird das Wohnen in Wien betrachtet. Es werden sowohl die Geschichte des politisch gesteuerten Wohnbaus (ab 1919) als auch die aktuelle

Wohnungssituation in Wien dargestellt. Das Hauptaugenmerk des Staates lag bereits nach dem 1. Weltkrieg vor allem auf dem kommunalen Wohnbau, jedoch wird aus themenspezifischen Gründen in diesem Teilbereich besonders auf die sogenannte „Siedlerbewegung“, welche zu dieser Zeit aktiv war, eingegangen. Am Ende dieses zweiten Teiles wird das Untersuchungsgebiet, die Freihofsiedlung, aus rechtlicher, historischer und architektonischer Perspektive vorgestellt.

Der folgende dritte und letzte Teil ist der empirische Bereich dieser Arbeit. Er gliedert sich in zwei Abschnitte, wobei im ersten die Vorgehensweise bei der Untersuchung (Methodik, usw.) beschrieben und im zweiten die Daten dargestellt, ausgewertet und interpretiert werden.

Die vorliegende Arbeit hat zum Ziel, das heutige Leben, oder anders ausgedrückt, die aktuelle Wohnzufriedenheit, in einer Siedlung die vor mittlerweile fast 100 Jahren mit einem für damalige Zeiten hohen Wohnkomfort und großen Zielsetzungen (hohe Lebens- und Wohnqualität, reger sozialer Austausch, angenehmes soziales Klima) gebaut wurde, zu erforschen und darzustellen.

II. Theoretische Grundlagen

1. Überblick über das Thema „Wohnen“

1.1. Der Begriff „Wohnen“

Das Wort „Wohnen“ bedeutete in seinem Ursprung im Alt- und Mittelhochdeutschen¹ „bleiben, beharren, verharren, sich befinden, verweilen“ und wurde im 19. Jahrhundert erweitert auf „behagliches verweilen, gern haben, wünschen“. Das Wohnen wurde somit schon von Beginn an mit Verweilen bzw. Bleiben sowie Behaglichkeit und Geruhsamkeit verbunden. (vgl. Flade 2006:13)

1.2. Das Thema „Wohnen“ in der Soziologie

Man kann das Thema „Wohnen“ aus vielen verschiedenen Blickwinkeln betrachten, beschreiben und erforschen. Da jede Wissenschaft das Thema Wohnen aus ihrem eigenen Forschungsinteresse behandelt, sollte der Schwerpunkt der soziologischen Betrachtung auf den gesellschaftlichen und sozialen Aspekten liegen. Wohnzufriedenheit und Lebensqualität stehen häufig in einem sehr engen Zusammenhang, wobei sehr vielen Faktoren auf diese Empfindungen Einfluss haben.

Schon Häußermann und Siebel stellten fest, dass die soziale Wirklichkeit des Wohnens im Mittelpunkt des soziologischen Interesses steht. Er stellt die Frage nach dem Wesen der Bewohner und woraus ihr Alltag beim Wohnen besteht. Was Menschen tun, wenn sie wohnen und wie sie dies tun, sind demnach entscheidende Fragen. Zentral für eine soziologische Forschung ist natürlich jene nach dem Sinn dieser Verhaltensweisen. Die Lebensweise als „soziales Substrat“ des Wohnens ist das, woran die Soziologen interessiert sind. (vgl. Häußermann/ Siebel 1996: 11f)

Häußermann und Siebel verknüpfen in ihrer Analyse das sogenannte „soziale Substrat“ des Wohnens mit dem „physischen Substrat“ des Wohnens, wobei letzteres die architektonische Komponente, die Wohnbauten, definiert. (vgl. Häußermann/ Siebel 1996: 11)

¹ Schreibweise damals „Wonen“

„Beide Perspektiven beleuchten zwei verschiedene Seiten desselben Gegenstands und müssen deshalb bei einer Analyse des Wohnens als Wohnweise zusammengedacht werden.“ (Häußermann/ Siebel 1996: 11)

1.3. Wandel gesellschaftlicher Wohnweisen

Norbert Elias hat Wohnweisen als räumlich organisierte Lebensweisen systematisch analysiert. Er meint, die Beobachtung der Wohnweise helfe dabei, gesellschaftliche Beziehungen besser zu verstehen. (vgl. Häußermann/ Siebel 1996:11)

„Nicht alle sozialen Einheiten oder Integrationsformen der Menschen sind zugleich Wohn- oder Behausungseinheiten. Aber sie alle sind durch bestimmte Typen der Raumgestaltung charakterisierbar. Sie sind ja immer Einheiten aufeinander bezogener, ineinander verflochtener Menschen; und wenn auch Art oder Typus dieser Beziehungen gewiss niemals bis ins Letzte und Wesentliche durch räumliche Kategorien ausdrückbar sind, so sind sie doch immer auch durch räumliche Kategorien ausdrückbar. Denn jede Art eines „Beisammen“ von Menschen entspricht einer bestimmten Ausgestaltung des Raumes, wo die zugehörigen Menschen, wenn nicht insgesamt, dann wenigstens in Teileinheiten tatsächlich beisammen sind oder sein können. Und so ist also der Niederschlag einer sozialen Einheit im Raume, der Typus ihrer Raumgestaltung eine handgreifliche, eine- im wörtlichen Sinne- sichtbare Repräsentation ihrer Eigenart.“ (Elias 1983:70f, zit. n. Häußermann/ Siebel 1996:11f)

Laut Elias lassen sich aus dem Wandel der Wohnung und des architektonischen Gehäuses gesellschaftliche Veränderungen ableiten und erkennen. Diese Veränderungen verweisen auf den Wandel von Ehe und Familie, von gesellschaftlicher Arbeitsteilung und Herrschaftsorganisation sowie auf neuartige Geschlechterverhältnisse und Charakterstrukturen. Elias prägt dafür den Begriff: Wandel gesellschaftlicher Figurationen. (vgl. Häußermann/ Siebel 1996:12)

Häußermann führt dazu aus, dass Wohnen heute oft mit Familie gleichgesetzt wird. Dabei bleibt jedoch der Zugang zu früheren Wohnweisen versperrt, da das Wort Familie erst im 18. Jahrhundert in die deutsche Umgangssprache übernommen und in der heute bekannten Form geprägt wurde. Davor wurde das Wort Haus verwendet, was laut Häußermann und Siebel ein Hinweis darauf ist, dass auch die sozialen Tatsachen sich geändert haben. Die Familie wie wir sie heute kennen ist keine menschliche Grundkonstante, also nicht der gesellschaftliche Naturzustand. Viel mehr

ist sie selbst ein Produkt gesellschaftlicher Entwicklung. (vgl. Häußermann/ Siebel 1996:12)

Es ist daher laut Häußermann und Siebel Unsinn, bei der Analyse des Wohnens von ahistorischen Befindlichkeiten auszugehen. Man muss epochen-, kultur- und schichtspezifische Ausformungen des Wohnens berücksichtigen. Abstrahiert man diese Ausformungen, so bleibt eine einzige Gemeinsamkeit der Wohnung: die physische Schutzfunktion. Die gleiche Funktion erfüllen auch tierische Behausungen. Häußermann und Siebel stellen hierzu die Frage, was den Menschen vor dem Tier auszeichnet und finden folgende Antwort (vgl. Häußermann/ Siebel 1996:12):

„Was den Menschen vor dem Tier auszeichnet- das hat Karl Marx überzeugend dargelegt-, ist seine Fähigkeit, sich seine Welt selbst zu entwerfen.“ (Häußermann/ Siebel 1996:12)

Daraus ergibt sich für die Autoren folgendes Forschungsinteresse für die Soziologie:

„Die Aufgabe der Soziologie ist es, dem nachzugehen, zu fragen, warum in bestimmten Epochen in bestimmten Gesellschaften sich die Wohnweisen von denen zu anderen Zeiten und anderen sozialen Zuständen unterscheiden.“ (Häußermann/ Siebel 1996:12)

„Soziologischer Gegenstand ist, was an den verschiedenen Ausformungen des Wohnens jeweils gesellschaftlich verursacht ist und was sich mit unterschiedlichen gesellschaftlichen Formationen verändert, was also historisch wandelbar ist.“ (Häußermann/ Siebel 1996:13)

1.4. Die Funktionen des Wohnens im 20. Jahrhundert

Häußermann und Siebel definieren die Wohnung als Ort des außerberuflichen Lebens. Dieses Leben wird mehr oder weniger direkt organisiert durch den Grundriss der Wohnung, ihre Ausstattung und ihre Lage im sozialräumlichen Gefüge der Siedlung. Außerdem ist die Wohnung Ort der symbolischen Gestaltung von Vorstellungen über die richtige Art zu leben. Diese Vorstellungen fallen laut Häußermann und Siebel erst im 20. Jahrhundert mit dem Leitbild „familiengerechtes Wohnen“ zusammen. Daraus erschließen sich für die Autoren vier Fragen, die das Besondere an der Wohnweise des 20. Jahrhunderts kennzeichnen. Diese vier im folgenden genannten Merkmale des Idealtypus modernen Wohnens finden sich auch in früheren Epochen und haben sich

in einem Prozess der Nivellierung von Differenzen zwischen sozialen Gruppen, regionalen Kulturen und zwischen Stadt und Land weitgehend durchgesetzt (vgl. Häußermann/ Siebel 1996:15,19).

1. Die funktionale Bedeutung des Wohnens

Was tut eine Person, wenn sie wohnt?

Da Wohnen ein von beruflicher Arbeit gereinigtes Leben beinhaltet, ist die Wohnung funktional betrachtet Ort der Nicht- Arbeit, gegenüber zur betrieblich organisierten Erwerbsarbeit. Die Zeit in der Wohnung ist verpflichtungsfrei und somit Ort der Erholung und des Konsums.

2. Die soziale Einheit des Wohnens

Wer wohnt mit wem zusammen?

Die soziale Einheit des Wohnens kann auch als Haushalt bezeichnet werden. Hierbei handelt es sich um die durch rechtliche Bindung (Ehe) und Blutsverwandtschaft gefestigte Gruppe von Mann, Frau und ihren Kindern. In sozialer Betrachtungsweise ist die Wohnung Ort der Familie.

3. Die sozialpsychologische Bedeutung des Wohnens

Wie erleben die Personen Wohnen?

Wohnen findet in separaten Räumen statt, die vor dem Blick der Öffentlichkeit schützen und abgeschlossen sind. Dort können sich Emotionalität und Körperlichkeit entfalten und Aktivitäten die mit Scham- und Peinlichkeitsempfindungen verknüpft sind nachgegangen werden. In sozialpsychologischer Betrachtungsweise ist die Wohnung Ort der Privatheit und Intimität.

4. *Die ökonomische und rechtliche Verfügung der Wohnung*

Wie kommt eine Person zur Wohnung?

Eine Wohnung wird unter staatlicher Regulierung von einer professionellen Elite entworfen und von einer Industrie produziert. Die Wohnung wird von einer oder mehreren Personen durch Kauf oder Miete auf einem Markt erworben. (vgl. Häusermann/ Siebel 1996:15)

2. Die Wirkbereiche des Wohnens

2.1. Themenerklärung

Silbermann unterscheidet drei Ausdrucksweisen oder –formen des Wohnens. Es handelt sich hierbei um Bereiche, Aktionen oder Zustände die das Wohnen beeinflussen und/oder durch das Wohnen beeinflusst bzw. erzeugt werden. (vgl. Silbermann 1963:15)

1. Die theoretische oder lehrmäßige Form: bei ihr stehen Formen, Symbole, Schemata, sowie alles was zur Entwicklung von Systemen dient, zur Diskussion.
2. Die praktische Form: unter sie fallen alle Aktionen, die vom Wohnerlebnis herkommen oder durch es bestimmt sind.
3. Die soziologische Form: sie dient durch ihre Natur dazu, soziale Beziehungen zu schaffen und zu erhalten.

Weiter lassen sich nach Silbermann zwei Fakten erkennen, auf denen die Existenz einer jeden Gesellschaft beruht (vgl. Silbermann 1963:16):

1. auf einer Gruppe von Individuen in mehr oder weniger andauernder Assoziation.
2. auf einem organisatorischen System, das die Beziehungen und Aktivitäten der Gruppenmitglieder untereinander reguliert.

Auch Flade erläutert die Wechselwirkung, die zwischen dem Mensch und der Umwelt besteht. Wenn das gegenseitige Einwirken, die Wechselwirkungen, über einen längeren Zeitraum erfolgen, summieren sich die Effekte zu einer transaktionalen

Mensch- Umwelt- Beziehung die letzten Endes beide (Umwelt und Mensch) in deren Verlauf verändert hat. (vgl. Flade 2006:13)

Das Wohnen als enge Mensch- Umwelt Beziehung umfasst physische, soziale und psychologische Transaktionen. Im Rahmen dieser Transaktionen gestalten die Menschen ihre Wohnumwelt, organisieren ihr alltägliches Leben und ihre sozialen Beziehungen, verorten sich und verleihen ihrem Leben Sinn und Bedeutung. (vgl. Flade 2006:17)

Die Prozesse der Transaktionen führen letztendlich dazu, dass aus der physisch-räumlichen Umwelt, dem materiellen Bau, die persönlich bedeutsame Wohnumwelt, das Zuhause oder Heim, wird. (vgl. Flade 2006:17)

2.2. Wohnweise und Wohnkultur

Auch Häußermann und Siebel beschreiben, ähnlich der Theorie der „Mensch- Umwelt Beziehung“ von Flade, dass die Bewohner vielfältige Wünsche und Bedürfnisse auf die eigene Wohnung projizieren. Bei der Umsetzung dieser Vorstellungen jedoch, stoßen viele Menschen an ihre finanziellen und/oder räumlichen Grenzen. In diesem Rahmen begrenzter Möglichkeiten sehen sie den „persönlichen Stil“ begründet (vgl. Häußermann/ Siebel 1996:44):

„Lebensstil, Geschmack und Persönlichkeitsmerkmale prägen die funktionale und ästhetische Gestaltung der Wohnungen. Aber Wohnweise und Wohnkultur repräsentieren auch die soziale Zugehörigkeit, die Normen einer Gesellschaft und die Verfügung über materielle und kulturelle Ressourcen.“ (Häußermann/ Siebel 1996:44)

Häußermann und Siebel erwähnen Bourdieu, der die Wohnung und ihre Einrichtung unter anderem als eine Form der sozialen Distinktion beurteilt und verweisen auf Becher, welche die Wohnung und ihre Einrichtung auch als Ausdruck und Mittel individueller Distinktion sieht. Der Bewohner kann dadurch die Besonderheit seines unverwechselbaren Ichs ausdrücken („Sage mir, wie du wohnst, und ich sage dir, wer du bist“). Becher sieht in der Wohnung und ihrer Einrichtung ein Symbol der Individualität. (Becher 1990, vgl. Häußermann/ Siebel 1996:44)

2.3. Die Bedeutung von Symbolwerten beim Wohnen

Häußermann und Siebel verweisen darauf, dass die Wohnung auch die Aufgabe hat, den Einzelnen seiner eigenen Geschichte und somit seiner Identität zu versichern. Dies geschieht durch diverse Einrichtungs-, bzw. Dekorationsgegenstände (Andenken, Fotografien, angesammelte Gegenstände). Becher bezeichnet die Wohnung unter anderem als einen „Ort des Erinnerns“ in dem ein „Archiv von Erfahrungen“ angehäuft ist. (Becher 1990, vgl. Häußermann/ Siebel 1996:44).

Schon Silbermann konnte beobachten, dass das Thema Wohnen sehr stark von Symbolwerten bestimmt wird. Auch er bemerkte, dass sie nicht nur in materiellen Gütern (schöne und/oder teure Möbel zum Beispiel) verborgen liegen, sondern auch Einfluss auf Empfindungen (das Heimatgefühl zum Beispiel, das dem Wohnraum oder einzelnen Möbelstücken besondere Bedeutung zuweisen kann) nehmen. (vgl. Silbermann 1963:60)

Silbermann stellt fest, dass es ohne Glauben, der als ein Komplex gemeinsamer Zielsetzungen und Bedeutungszuweisungen zu verstehen ist, kein harmonisches soziales Leben sowie kein harmonisches soziales Wohnerlebnis gibt. (vgl. Silbermann 1963:60)

Diese Zielsetzungen bzw. Bedeutungszuweisungen (Symbole, Werte, u.a.) entstehen nicht nur zwischen Individuum und Gruppe oder Gruppe und Gesellschaft, die miteinander in Aktion stehen, sondern können auch durch menschliche Dokumente, welche als objektive Aufzeichnungen des inneren Lebens einer Gesellschaft bezeichnet werden könne, vermittelt werden. (vgl. Silbermann 1963:65)

„Das heißt für uns, dass ein Kraftfeld besteht, in dem Individuum, Gruppe und durch Möbelstücke geschaffenes äußeres Milieu zusammenwirken, und zwar so, dass alle Teile dieses Feldes gemeinsame dynamische Eigenschaften besitzen. Durch sie wird ein Symbolwert kreiert, der ein Symbolmilieu schafft, welches die Balance hält zwischen Traum und Wirklichkeit, und dadurch zu einem derjenige Faktoren wird, die in der Lage sind, Anpassung hervorzurufen.“ (Silbermann 1963:66)

Silbermann verwendet hierfür den Begriff der sozial integrierenden Komponente, welche sich nur unter Bezugnahme auf die symbolische Aktivität bzw. zu Symbolwerten erkennen lässt. Symbolwerte sind für Silbermann nicht nur Hilfsmittel oder Zeichen, sondern besitzen besondere, nur für sie spezifische Qualitäten. Durch Symbolwerte wird den Nachkommen das kulturelle Erbe übermittelt. Weiter teilen sich

Menschen durch sie mit und stehen durch sie miteinander in Interaktion und im Kontext einer Situation. (vgl. Silbermann 1963:66)

2.4. Wohnen und Sozialisierung

Silbermann bemängelt, dass manche Forscher das Wohnen mit einem biologischen Organismus vergleichen und davon ausgehen, dass auch das Wohnen in seiner Gesamtheit (Einrichtungsgegenstände, Wohnverhalten) ebenso wie der Organismus einem festliegenden Entwicklungsverlauf mit periodischen Veränderungen folge. (vgl. Silbermann 1963:66)

Für Silbermann ist das Wohnen kein Organismus, was sich für ihn auch daran erkennen lässt, dass sich beim Wohnen ein auffälliger Mangel an Starrheit zeigt. Diese Starrheit bewertet er als äußerst wichtig für eine progressive Entwicklung des Wohnerlebnisses. (vgl. Silbermann 1963:66)

Silbermann geht davon aus, dass Menschen ihre Einstellungen durch Anpassung erwerben. Unter Anpassung versteht er eine Haltung, die von sozialen Gruppen hervorgerufen ist und nach welcher der Mensch handelt. Da menschliche Haltungen zu einem großen Teil die Handlungsweisen innerhalb bestimmter Situationen bestimmen bzw. veranlassen, schreibt Silbermann ihnen starken Antrieb zu. Dieser Antrieb kann Menschen zu verschiedenartigen Objekten oder Personen in seiner Umgebung hin- oder wegführen, wodurch es zu der Bildung von Einstellungen sowohl gegenüber natürlichen Dingen (Regen, Kälte, Hitze, usw.) als auch materiellen Dingen (Möbel, Teppiche, Lampen) kommt. (vgl. Silbermann 1963:66)

Um zu erklären wodurch Menschen diese Einstellungen erwerben, lehnt sich Silbermann an Talcott Parsons Theorie der Aktion an. Diese Theorie liefert Hinweise für einen Sozialisierungsprozess, bei dem Individuen Rollen innerhalb ineinandergreifender Aktionssysteme spielen. Diese Theorie geht davon aus, dass das rollenübernehmende Individuum nicht nur die Rolle selbst verinnerlicht, sondern auch das System oder Subsystem, von dem die Rolle einen Teil ausmacht. Für Silbermann folgt daraus bei der Bezugnahme auf das Wohnerlebnis und die dort zu betrachtende sozial bestimmende Komponente, dass das Individuum beim Sozialisierungsprozess eher eine aktive als eine passive Rolle spielt. Dies konnte Silbermann durch seine durchgeführte Befragung deutlich bestätigen. Diese eher aktive Rolle zeigt sich immer

wieder dann, wenn es im Bereich des Wohnerlebnisses um Wertvorstellungen geht. (Parsons 1955, vgl. Silbermann 1963:66f)

2.5. Wertvorstellungen beim Wohnen

Wertvorstellungen sind nicht gleichsetzen mit den rationalen Maximen der „richtigen“ öffentlichen Haltung, sondern entsprechen eher den aus der Spontanität des Sozialisierungsprozesses entstehenden Idealen. Dementsprechend könnte die Frage danach, warum sich Menschen an Objekte binden, laut Silbermann passend mit den Worten von Maurice Halbwachs beantwortet werden: *„Weil unsere materielle Umgebung zur gleichen Zeit unseren eigenen Stempel und den der anderen trägt.“* (Halbwachs 1950:130f, zit. n. Silbermann 1963:67)

Hierzu bemerkt Silbermann jedoch, dass das bedeuten würde, dass sich das Wohnerlebnis im Zeichen gewisser Vorstellungen im Verlaufe des Sozialisierungsprozesses herausbildet und diese Vorstellungen über die Wirklichkeit dann die Anpassung an die Realität regulieren. Dies steht für Silbermann jedoch im Widerspruch zu der beobachtbaren Realität, da oft über Menschen „geurteilt“ wird, die keine oder nur eine geringe Vorstellung von der Wirklichkeit haben sollen (zum Beispiel sie wohnen altmodisch, vergeuden Geld und dergleichen). (vgl. Silbermann 1963:67)

Silbermann ist der Meinung, dass das Wohnerlebnis durch die sozial integrierende Komponente bestimmt wird. Auch in einer von ihm durchgeführten Studie konnte er zeigen, dass bei den Befragten eine ganz definitive Vorstellung über die Wirklichkeit bestand. Diese Vorstellung wird durch Anpassung reguliert. (vgl. Silbermann 1963:67)

In Silbermanns Befragung hat sich gezeigt, dass Symbolwerte zum einen in einem gewissen Maß „traditionell“ zu sein haben und zum anderen zu einem Grad fixiert sein müssen, damit eine Aktion wie das Wohnerlebnis auf seinem gewohnten Niveau fortschreiten kann. Andernfalls würden das Individuum sowie die Gesellschaft unter ständiger Spannung handeln, was den sozialen Verkehr erheblich beeinträchtigen würde. Anders formuliert, sorgt das Vorhandensein einer Reihe übereinstimmend bewerteter Symbolwerte innerhalb der Gruppen der Gesellschaft dafür, dass Menschen innerhalb der sozialen Hierarchie gemäß ihrer Position handeln können und jeder Einzelne die Möglichkeit hat, diese Position zu verändern. (vgl. Silbermann 1963:70)

Das Symbolwerte zu einem gewissen Maß „traditionell“ zu sein haben erklärt Silbermann damit, dass die Tradition als soziales Phänomen (als Aktion), den Menschen bewusst erkennen lässt, was eine Sache ist und dass eine Sache ist. (vgl. Silbermann 1963:51)

„Denn in der Zeit, und zwar hier in der historischen und der gelebten Zeit zusammen, manifestiert sich die soziale Zeit, innerhalb der die Tradition entsteht und fortwirkt.“
(Silbermann 1963:51)

2.6. Der soziale Prozess des Wohnens: Das Wohnverhalten

In Silbermanns Vorgehensweise wird Wohnen als ein Verhalten der Gesellschaft betrachtet und somit das Wohnerlebnis als beobachtbarer und daher erfassbarer sozialer Tatbestand angesehen. Wenn das Wohnerlebnis also ein „gehörig beobachteter und interpretierter Tatbestand“ sein soll, muss von phänomenologischen Erwägungen weggegangen und im Auge behalten werden, dass das fundamentale Element der Gesellschaft der Mensch und seine Bedürfnisse sind. (vgl. Silbermann 1963:16)

Um das Wohnerlebnis als sozialen Prozess erfassen zu können, griff Silbermann auf Variablen zurück, denen die Soziologie sozial bestimmenden Einfluss zuschreibt. Zu den auf das Wohnerlebnis Einfluss nehmenden Variablen zählen Moral, Einstellung zur Zukunft, Teilnahme am sozialen Leben, sozialer Status, individuelle Freizügigkeit, Familienstruktur, Mobilität und physische, soziale oder kulturelle Umwelt und Evolution sowie Gruppenbildung und Organik. (vgl. Silbermann 1963:18)

Silbermann unterscheidet beim Wohnen zwei Hauptkomplexe. Der Komplex „drinnen“ stellt die Frage, wodurch das Wohnerlebnis sozial bestimmt wird, während „draußen“ danach fragt, wodurch das Wohnerlebnis sozial bestimmt? (vgl. Silbermann 1963:46)

Silbermann verweist auf Rene König, der meint, dass nicht nur das Verhalten der Menschen zueinander soziale Schichten erkennen lässt, sondern auch das sonstige tägliche Handeln, der Lebensstil, soziale Leitbilder, Erziehungsideale und andere mehr. (König 1958, vgl. Silbermann 1963:46).

Silbermann kommt durch seine Wohnforschung zu der Erkenntnis, dass auch die Wohngegend, der Haustyp, die Wohnzimmereinrichtung und das daraus resultierende

Wohnerlebnis zu Symbolen sozialer Schichtzugehörigkeit werden (vgl. Silbermann 1963:46).

Für Silbermann spielen beim sozialen Prozess des Wohnens (Wohnverhalten) drei Regelhaftigkeiten eine bestimmende Rolle. Diese drei lauten Natur, Veränderlichkeit und Abhängigkeit.

Unter *Natur* versteht Silbermann alles, was ohne Einflussnahme menschlicher Intelligenz besteht, also gegeben ist.

Mit *Veränderlichkeit* definiert Silbermann jene Komponenten und ihre dazugehörigen Einflüsse, die unmittelbar auf verschiedenartige Weisen versuchen, Veränderungen in volkstümlichen Bräuchen und Traditionen, sowie in Einstimmigkeit und Institution hervorzurufen.

Unter *Abhängigkeit* versteht Silbermann die gegenseitigen Konditionierungen gewisser sozialer Prozesse, die sich in die Richtung des kulturellen Erbes bewegen (manifeste Verhaltensmuster).

Die wechselseitige Konditionierung der drei Regelhaftigkeiten macht für ihn die Kraft des Organisatorischen aus. Diese Kraft ist verantwortlich für die Herausbildung von Bräuchen, Traditionen, Regeln und Normen, welche ermöglichen, dass Menschen zusammenarbeiten und ihre Wohnaktivitäten untereinander regulieren. Anders ausgedrückt, entsteht durch die Kombination der drei Regelhaftigkeiten eine soziale Ordnung, welche dafür sorgt, dass bei einer Gesellschaft eine gemeinsame subjektive Orientierung in der Form von Sinnesarten und Stimmungen dem Wohnerlebnis gegenüber vorhanden ist. Außerdem erzeugt sie jene Vorstellungen, die die Menschen über sich selbst, in Beziehung zueinander, zu ihren Gruppen und zum Wohnerlebnis haben. (vgl. Silbermann 1963:120)

„Wenn wir also auch die behavioristisch ausgerichtete sozial- kulturelle Komponente durch die innere Koordination von Natur, Abhängigkeit und Veränderlichkeit geordnet sehen, dann verbinden sich nach innen wie nach außen hin, über und durch das Wohnerlebnis soziale Distanz mit Individualismus; die Ambivalenz von Werten mit Stabilität; Freiheit, die wir zu besitzen glauben, mit den Kontrollen, die unsere Aktionen in Schranken halten; soziale mit individuellen Behinderungen; sozial- kulturelles Erbe mit Umgebung; Schöpfungskraft, d.h. persönliche Autonomie mit den die Kultur kontrollierenden Kräften.“ (Silbermann 1963:121)

Die bestimmenden Kräfte der Regelmäßigkeiten des Wohnerlebnisses sind unter anderem auch dafür verantwortlich, dass die meisten Menschen bemüht sind, die Erwartungen der „Anderen“ einzuhalten. Diese Erwartungen richten sich an jedes Individuum und lassen sich am besten mit dem Begriff der „sozialen Rolle“ begreifen. Jedem Menschen wird von der Gesellschaft je nach Situation eine Rolle zugewiesen, die durch sozio- kulturelle Elemente definiert ist. (vgl. Silbermann 1963:121)

3. Nachbarschaft

3.1. Eine „kleine“ Gesellschaft

Silbermann ist der Auffassung, dass die Bewohner einer Stadt oder eines Stadtviertels eine kleine Gesellschaft bilden, weil sie im gleichen räumlichen Gebiet vereinigt sind. Dieses räumliche Gebiet ist für Silbermann jedoch nicht nur räumlich- dimensional umgrenzt, sondern erfasst auch Regionen, die sich durch den Kontakt von Menschen, die sich außerhalb ihrer eigenen Wohnung bewegen, abgrenzen und erkennen lassen. (vgl. Silbermann 1963:55)

3.2. Nachbarschaft in der Großstadt

Die Erklärung, warum der oft schwer zu verfolgende Nachbarschaftsgedanken nicht vergessen wird, liegt für Silbermann in den Worten Demokratie und Einsamkeit. Zu dem Wort „Einsamkeit“ führt Silbermann aus, dass eine der vielen Eigenschaften von Großstädten Anonymität ist. Diese begünstigt jedoch das Entstehen und Empfinden von Einsamkeit. (vgl. Silbermann 1963:86)

Silbermanns Ausführungen beschreiben ein gesellschaftliches Problem, dass die Großstadt auch heute betrifft.

Es herrscht ein Widerspruch zwischen Gemeinschaft und Individualität auf unzähligen, das gesellschaftliche Leben betreffenden Ebenen. Es herrscht eine Demokratie der Güter und des Konsums. (vgl. Silbermann 1963:89)

3.3. Qualität der Nachbarschaftsverhältnisse

Silbermann verweist auf eine nötige Unterscheidung zwischen blasser und starker Nachbarschaft. Dass differenziert werden muss, wurde erstmals in einer Untersuchung (durchgeführt von Ruth Glass) der Gemeinde Middlesbrough (England) im Jahr 1948 nachgewiesen. Von einer Nachbarschaft im blassen Sinn ist die Rede, wenn nur eine lokale Nähe der Menschen (Bewohner), jedoch keine Ähnlichkeit zwischen den Charakteren besteht. Eine Nachbarschaft im starken Sinn äußert sich durch nachbarschaftliches Verhalten innerhalb der betreffenden Gruppe (Bewohner), also einer tatsächlichen sozialen Interaktion mehrerer Beteiligten. Die soziale Gemeinschaft muss stark und ausgeprägt sein, um die Spannungen, welchen jedes Kollektivleben unterworfen ist, verarbeiten zu können. Für Silbermann ist die Flucht in die absolute soziale Isolation durch Wohnen und Wohnung ebenso eine Utopie wie das Erzwingen von nachbarschaftlichen Gefühlen durch Wohnungsbauplanung. (Glass 1948, vgl. Silbermann 1963:86)

3.4. „Wohnraumpolitische“ Maßnahmen für gute Nachbarschaftskontakte

In diesem Punkt vertreten Gilg und Schaeppi eine andere Meinung. Die beiden Autoren haben im Jahr 2007, nach der Befragung und Untersuchung einer großen Anzahl unterschiedlicher Bewohner und Wohngebiete, fünf Ansätze herausgearbeitet, die den sozialen Austausch zwischen Nachbarn begünstigen und/oder fördern können. (vgl. Gilg/ Schaeppi 2007:53)

Werden Ansätze wie diese bewusst im Vorhinein geplant, so spricht man von „wohnraumpolitischen“ Überlegungen und Maßnahmen. Das Attribut „wohnraumpolitisch“ bezeichnet laut Gilg und Schaeppi jene Überlegungen und Maßnahmen, deren Ziel die Entstehung und Entwicklung einer Gemeinschaft sowie die aktive Förderung und Steuerung des sozialen Austausches unter den Nutzern eines Wohnraums ist. (vgl. Gilg/ Schaeppi 2007:53)

In der Praxis können sich auch einer oder mehrerer der folgenden Ansätze in ihrer Ausgestaltung und Komplexität auch ohne vorangegangener Planung organisch aus dem Zusammenleben der Beteiligten entwickeln. (vgl. Gilg/ Schaeppi 2007:53)

Fünf Ansätze zur Förderung guter Nachbarschaft

1. Die Bewohner könnten aktiv selektiert werden

Entweder werden im Vorhinein gezielt Bewohner gesucht, die an einem positiven Austausch mit den zukünftigen Nachbarn interessiert sind oder es wird zumindest auf die „Kompatibilität“ der Bewohner geachtet. So könnten etwa gemeinsame Interessen oder soziodemografische Merkmale der Bewohner betrachtet werden, so dass sie letztendlich zusammenpassen bzw. sich gegenseitig sinnvoll ergänzen.

2. Die Bewohner könnten passiv selektiert werden

Wenn der Wohnraum spezifisch auf die Bedürfnisse einer bestimmten Zielgruppe ausgerichtet wird, sorgt das idealerweise automatisch für eine gewisse gemeinsame Interessenbasis und soziokulturelle Verträglichkeit.

3. Die bauliche und infrastrukturelle Beschaffenheit des Wohnraums kann gezielt gestaltet werden

Wenn man für Begegnungszonen sorgt (verschiedene Formen sind möglich) oder die Infrastruktur für eine gemeinsame Benutzung plant und anbietet, kommt es zu häufigerem Kontakt unter den Bewohnern.

4. Gezielte Maßnahmen zur Kontaktförderung unter den Nachbarn können gesetzt werden

Durch das organisieren bzw. veranstalten von Haus- oder Quartierfesten können sich die Bewohner besser kennenlernen.

5. Das Zusammenwohnen kann partizipativ organisiert werden

Die Bewohner können zum Beispiel in die Verwaltungsaufgaben mit einbezogen werden und/oder ein gewisses gemeinschaftliches Mitspracherecht bei Entscheidungen welche den gemeinsamen Wohnraum betreffen erhalten. (vgl. Gilg/Schaeppi 2007:53)

Gilg und Schaeppi haben untersucht, welche Vor- und Nachteile eine erhöhte soziale Interaktion innerhalb eines Wohnraums haben kann. Diese Frage stellt sich sowohl aus der Sicht der Nutzer als auch der Anbieter von Wohnraum. Da sich die vorliegende Arbeit mit dem Thema „Wohnzufriedenheit“ beschäftigt, werden an dieser Stelle hauptsächlich die Vor- und Nachteile aus der Sicht der Nutzer dargestellt. (vgl. Gilg/ Schaeppi 2007:75)

Aus Gründen der thematischen Vollständigkeit wird die Sicht aus Anbieterseite im Anschluss verkürzt dargestellt.

1.) Vorteile aus Nutzersicht

Die Nutzen, welche die Bewohner aus einer sozialen Interaktion ziehen, lassen sich in emotionale und rationale Vorteile unterteilen, wobei die Grenzen fließend sein können. (vgl. Gilg/ Schaeppi 2007:75)

1.1.) Emotionale Vorteile

In den untersuchten Wohnobjekten mit einer hohen sozialen Interaktion, konnten die Forscher eine grundlegend gute Stimmung und ein freundschaftliches Verhältnis unter den Bewohnern beobachten. Dieser Eindruck wurde von den Bewohnern selbst in ihren Aussagen weitgehend bestätigt. Folgende Vorteile für das emotionale Befinden lassen sich zusammenfassen (vgl. Gilg/ Schaeppi 2007:75ff):

Kommunikation als Selbstzweck

Die soziale Interaktion fungiert quasi als Selbstzweck, da die Kommunikation neben dem Austausch von Informationen auch der Unterhaltung sowie der Psychohygiene dient. Sie macht das Leben insgesamt einfach angenehmer, da es wichtig ist und gut tut, über Aktuelles Bescheid zu wissen und außerdem jemanden zu haben, der einem zuhört (im besten Fall auch bei Problemen).

Integration

Auf der Ebene der individuellen Begegnung bekommen die Nachbarn durch die Interaktion die Gelegenheit, sich kennenzulernen und möglicherweise eine oder mehrere Freundschaften zu knüpfen. Auf der kollektiven Ebene schafft sie ein Gefühl der Geborgenheit und der Zugehörigkeit. Dieser Effekt wird von vielen Betroffenen als Mehrwert gegenüber der Anonymität anderer Wohnsituationen empfunden, wenngleich oft betont wird, dass die Integration nicht zu weit gehen dürfe.

Identifikation

Eher als latentes denn als manifestes Phänomen konnten die Forscher während ihrer Untersuchung den Effekt einer Identifikation mit der Gemeinschaft, also eines Wir-Gefühls unter den Bewohnern, beobachten. Das Indiz für diese Feststellung war der „spürbare Stolz“, mit dem einige Bewohner über ihren jeweiligen Wohnraum berichteten.

Selbstwirksamkeit

Das Privileg des Mitspracherechts bei der Gestaltung und Entwicklung ihres Wohnraumes stellt einen klaren emotionalen Nutzen für den einzelnen Bewohner dar, obwohl ein Mehraufwand an Zeit und Engagement damit verbunden ist.

Unmittelbarkeit

Durch das Anwachsen der gegenseitigen Vertrautheit erhöht sich auch die Bereitschaft und Möglichkeit zum zwanglosen, unmittelbaren Austausch unter den Bewohnern. Es werden Hemmschwellen abgebaut und die Effizienz der Kommunikation somit erhöht. Hierbei sollte jedoch darauf geachtet werden, dass Grenzen nicht vorschnell überschritten werden.

Gegenseitige Achtung

Durch einen funktionierenden sozialen Austausch unter Nachbarn kann ein erhöhtes Maß an gegenseitigem Verständnis und Toleranz erreicht werden.

1.2) Rationale Vorteile

Neben dem emotionalen Nutzen bestehen auch handfeste, rationale Vorteile die sich wie folgt zusammenfassen lassen:

Sicherheit

Durch die latent vorhandene emotionale Nähe entwickelt sich im Verlauf der Zeit über das subjektive Empfinden der Geborgenheit hinaus objektiv ein gewisses Sicherheitsgefühl. Da sich die Nachbarn kennen und über ihre Lebensverhältnisse und -gewohnheiten Bescheid wissen, fallen fremde Personen oder außergewöhnliche Ereignisse schneller auf. Durch das Gefühl der gegenseitigen Verantwortung in einer Gemeinschaft ist auch das Einschreiten der Nachbarn im Verdachtsfall wahrscheinlich.

Gegenseitige Entlastung

Hier kann besonders die gegenseitige Beaufsichtigung/Betreuung der Kinder betont werden. Die Tatsache, dass im Bedarfsfall eine Kinderbetreuung zur Verfügung steht empfinden viele Eltern als erhebliche zeitliche und emotionale Entlastung.

Hilfe in Notfällen und –situationen

Bis zu einem gewissen Grad (sollte nicht zu häufig notwendig sein und ausnahmslos freiwillig erfolgen) ist auch die Unterstützung und Hilfe in Notfällen oder schwierigen Situationen eine übliche Praxis.

Komfortable Ressourcen

Unter Umständen kann sich die nachbarschaftliche Gemeinschaft eine Infrastruktur für Freizeitgestaltung, Sport, usw. leisten, die für den Einzelnen aus verschiedenen Gründen nicht realisierbar wäre, z.B. Sauna, Fitnessraum, Partykeller, Schwimmbecken, u.a.

1.3.) Nachteile und Gefahren aus Nutzersicht

Als wesentlicher Nachteil der erhöhten sozialen Interaktion kann der Mehraufwand an Zeit und persönlichem Engagement empfunden werden. Außerdem ist es wichtig, dass jeder Bewohner immer wieder seine Grenzen gegenüber der Gemeinschaft aufzeigt, sonst könnte der Kontakt mit den Nachbarn plötzlich zur Pflicht und Belastung werden. In manchen Wohngebieten führt die erhöhte soziale Interaktion unter den Nachbarn zu einer Ausgrenzung von Minderheiten, neu eingezogenen und Außenstehenden. (vgl. Gilg/ Schaeppi 2007:79)

2.) Die Anbieterseite

2.1.) Vorteile

Die Vorteile für die Anbieter von Wohnraum mit erhöhter sozialer Interaktion lassen sich wie folgt zusammenfassen: Zufriedenere Nutzer, angenehmere Verwaltungsarbeit, gutes Image, bei Überangebot auf dem Wohnungsmarkt bessere Profilierung innerhalb des Marktes, weniger Mieterwechsel samt daraus resultierenden finanziellen und organisatorischen Ersparnissen, ein konstruktives Gesprächsklima sowie eine erhöhte Toleranzbereitschaft bei Verhandlungen mit der Mieterschaft und eine Erhöhung des Verständnisses für die Situation des Anbieters durch verschiedene Partizipationsmöglichkeiten für die Mieter. (vgl. Gilg/ Schaeppi 2007:79f)

2.2) Nachteile

Als Nachteil ist in erster Linie ein möglicher Mehraufwand für den Aufbau und die Betreuung der Bewohnerschaft zu nennen. Damit sich die Bewohner zu einer Gemeinschaft zusammenfinden ist ein erhöhtes Engagement des Anbieters notwendig. Dazu gehören das Auseinandersetzen mit deren Bedürfnissen, Wünschen und Vorstellungen sowie der Dialog mit der Bewohnerschaft. Die Einräumung eines gewissen Entscheidungsspielraums kann vernünftig sein, da eine zusammengewachsene Bewohnerschaft ein hohes Maß an Kompetenz und Gewicht aufweist. Jedenfalls trägt der Anbieter bei einer funktionierenden Gemeinschaft mehr Verantwortung, da sich einzelne Entscheide (z.B. Mieterwechsel) nachhaltig positiv oder negativ auf die Bewohnerschaft/Gemeinschaft auswirken. (vgl. Gilg/ Schaeppi 2007:80f)

4. Raumsoziologische Konzepte

4.1. Klassische Raumvorstellungen

Die Entwicklungen moderner Gesellschaften lassen sich heute nicht mehr so einfach wie früher mit den Begriffen „Raum“ und „Zeit“ als gegebene einheitliche Dimensionen erfassen.

Prinzipiell kann man zwischen „absolutistischen“ und „relativistischen“ Raumvorstellungen unterscheiden. Absolutistische Konzepte (z.B. von Aristoteles oder Newton) beschreiben ein konventionelles Verständnis von Raum. Die Realität des Raumes ist in dieser Ansicht von der Materie unabhängig. Die relativistischen Konzepte (z.B. von Einstein) versuchen eine Einheit von Raum und Materie herzustellen. (vgl. Manderscheid 2004:18f)

Raum und Zeit existieren nicht absolut, sondern relativ zum Bezugssystem der Beobachter. Diese relativistische Sicht, die in der Physik bereits anerkannt ist, findet in den raumbezogenen Sozialwissenschaften erst in den letzten Jahren zunehmende Aufmerksamkeit. (vgl. Manderscheid 2004:19)

4.2. Raumbegriff in der Soziologie

Die klassische Soziologie wird in den neueren Diskussionen oft als überwiegend „raumblind“ definiert. Die Sichtweise von Raum als „non- social- object“ kommt unter anderem in den Arbeiten von Weber, Durkheim, Berger und Luckmann zum Ausdruck. Dies führte dazu, dass Raum den Status einer Umweltbedingung im Sinne eines äußeren Anpassungszwangs erhielt. (vgl. Manderscheid 2004:21)

Seit Anfang der 1970er Jahre beschäftigt sich die Soziologie wieder vermehrt mit dem Raumbegriff. Raum wird nicht mehr als Behälter oder apriorische Naturgegebenheit erfasst, sondern als Resultat von sozialen Prozessen begriffen. (vgl. Manderscheid 2004:21f)

4.3. Die Rolle des Raumes beim Wohnen

Auch Silbermanns hatte das Ziel, „die Rolle des Raumes“ bei der sozialen Verbindung der Menschen zu untersuchen. Zu seinem Verständnis soziologischer Forschung trifft er folgende Aussage:

„Hierzu braucht nicht allzu weit ausgeholt werden, wenn wir im Auge behalten, dass bei allen soziologischen Betrachtungen der Mensch in seinem sozial- kulturellen Sein im Mittelpunkt sein sollte; dass er für uns nicht Mittel, sondern Zweck darstellt.“
(Silbermann 1963:14)

Auch er begriff den Raum als Resultat von sozialen Prozessen:

Daraus folgt für Silbermann, dass *„...alles was mit Wohnen zu tun hat, unter allen Umständen unter dem Licht der Beziehungen des Einzelwesens und der Gruppe bzw. der Gruppen gesehen werden“* muss. (Silbermann 1963:14)

Für Silbermann gibt es in dieser Hinsicht nur ein einziges Faktum, welches dem Wohnen dazu dienen kann, diese Beziehungen herzustellen: *das Wohnerlebnis*. Nur das Wohnerlebnis kann Wirkkreise herstellen und aktiv und sozial sein. Weiter kann nur das Wohnerlebnis als „bedeutsames Moment“ und sozialer Tatbestand Ausgangspunkt und Mittelpunkt einer Soziologie des Wohnens sein. (vgl. Silbermann 1963:14)

5. Die Siedlung als Wohn- und Lebensraum

5.1. Allgemeines zur Siedlung

Da sich viele Theoretiker einig sind, dass sowohl der Wohnraum auf den Menschen, als auch der Mensch auf den Wohnraum Einfluss nimmt, möchte ich nun die „Siedlung“ als Wohnraum näher betrachten.

In den späten 1970er Jahren liegen die Anfänge einer intensiveren Beschäftigung der Wissenschaften mit dem Phänomen „Siedlung“. So erkannten Kulturhistoriker, Architekturwissenschaftler und Soziologen gewisse Parallelen zwischen der „Landbewegung“ früherer Epochen und den grün- alternativen Bestrebungen des „postmodernen“ Zeitalters. So führte die zunehmende Skepsis gegenüber blindem Fortschrittsglauben und ungehemmter Wachstumseuphorie zu einer Rückgesinnung auf die „alten Werte“ durch die Protest- und Lebensreformbewegungen. (vgl. Hoffmann 1987:5)

Einen guten Einblick in das alltägliche Leben einer Siedlung gewinnt man in dem Werk „Wohnen in der Siedlung“ von Bernhard Stricker aus dem Jahr 1990. Obwohl es sich bei dieser Lektüre um Fallbeispiele aus der Schweiz handelt und die beschriebenen Siedlungen nicht exakt die gleiche Ausgangslage und Erscheinung wie die genossenschaftlichen Siedlungen in Österreich haben, so lassen sich doch in der Beschreibung des Alltages und der Zusammensetzung der Bewohner deutliche Gemeinsamkeiten erkennen.

5.2. Vorteile des Siedlungslebens

Stricker betont in seinem Werk vor allem die sozialen und gesellschaftlichen Vorteile, die eine Siedlung zu bieten hat. Diese Vorteile empfinden viele Bewohner besonders in den ersten Jahren nach ihrem Einzug eher als Nachteil. In den 1970er Jahren begann man in der Schweiz mit dem Experiment, Menschen durch die Wohnform der gemeinwirtschaftlichen und selbstverwalteten Siedlungen zusammenzuführen. Es handelte sich dabei meist um mehrere Reihen von Einfamilienhäusern, die zu einer Siedlung zusammengefasst wurden. Sie sollten eine Alternative zu freistehenden Einfamilienhäusern sowie den klassischen Wohnungen bieten. Als größter Unterschied zwischen den Siedlungen und den Alternativen kann hier der Verlust der Anonymität

und die damit verbundene Erweiterung der „sozialen Kompetenz“ genannt werden. Diese ist bedingt durch die Wohnform, die Bauweise sowie die Notwendigkeit der gemeinsamen Entscheidungsfindung. (vgl. Stricker 1990)

Typisch für eine Siedlung ist das „aufgezwungene“ und nicht vermeidbare Nahverhältnis zwischen Menschen verschiedensten Charakters und Lebensstils. Die unterschiedlichen Meinungen und Einstellungen über die „richtige Art“ zu wohnen und zu leben führen nicht selten zu Konflikten verschiedensten Ausmaßes. Stricker hält individualistischere Wohnformen (Einfamilienhaus, Wohnung) für meist weniger aufwendig und reibungsloser. (vgl. Stricker 1990:104)

Trotzdem plädiert er für die Siedlung als beste Wohnform:

„Dafür ist das Leben in einer Siedlung bunter, ursprünglicher, unverfälschter, lebendiger, direkter. Das Leben wird nicht im Kleinen reproduziert (...) und in Passivhaltung konsumiert, es wird tendenziell gemeinsam produziert.“ (Stricker 1990: 105)

5.3. Gemeinschaftsleben in Siedlungen

Stricker selbst wohnt in einer Siedlung und hat sich diesem Thema als Journalist gewidmet. Sowohl bei sich selbst, als auch bei seinen Interviewpartner (Siedlungsbewohner, die sich für die Fallstudien zur Verfügung stellten) bemerkte er die Bemühung, den sozialen Frieden innerhalb der Siedlung nicht zu gefährden. Er berichtete, dass alle Interviewpartner nach ihrem Interview ihre getätigten Aussagen noch einmal überprüften und härtere Wörter und Inhalte korrigierten und weicher sowie neutraler formulierten. Er selbst erlebte das Phänomen der richtigen Wortwahl und der Konformität des Inhaltes beim Schreiben eines Artikels über seine Siedlung schon einige Jahre zuvor bei sich selbst. (vgl. Stricker 1990:105f)

Stricker konnte beobachten, dass sich der Großteil der Bewohner einer Siedlung täglich um ein gutes Zusammenleben bemüht zeigt. Um dieses nicht zu gefährden, überlegen die Bewohner ihre Wortwahl, überprüfen ihren Tonfall und achten auf die korrekte Formulierung. Es ist den meisten Bewohnern wichtig, niemanden zu verärgern, zu beleidigen oder gar in Streit zu geraten. Dies ist wichtig für die Erhaltung des sozialen Friedens und dem damit verbundenen Gewinn an Lebensqualität. (vgl. Stricker 1990:106)

Für Stricker stellte sich nach der Veröffentlichung seines Artikels eine Situation der Uneinigkeit dar. Er eckte mit seinem Text innerhalb der Siedlung zwar nicht an (dies vermied er durch eine „siedlungsinterne“ Lesung seines Artikels vor der Veröffentlichung), jedoch konnte er feststellen, dass sich sein Bild der Siedlung mit kaum einem anderen glich. Während ihm die einen vorwarfen, die Siedlung zu schön dargestellt zu haben, empfanden die anderen seine Sichtweise als zu pessimistisch. Stricker beurteilt diese extrem breite Palette von inneren Stimmungsbildern positiv und verweist auf den Umstand, dass in einer Siedlung Stimmungen mehr als anderswo wahrgenommen werden. Er wertet dies als positives Argument für die Struktur und das Klima einer Siedlung. (vgl. Stricker 1990:106)

„Hier spürt man noch, wo der Schuh drückt, während man andernorts zu kleine Schuhe für modern oder normal hält.“ (Stricker 1990:106)

5.4. Anpassung versus Abgrenzung im Siedleralltag

Da in einer Siedlung so viele verschiedene Lebensstile und -auffassungen aufeinander treffen, ist die eigene Art zu leben nur eine neben vielen anderen und wird dadurch zwangsläufig relativiert. Um dennoch die eigene und unverwechselbare Identität bewahren zu können muss sich der Einzelne gegenüber der Gemeinschaft und den anderen Siedlungsbewohner/Innen abgrenzen. Dabei ist jedoch jeder Bewohner gleichzeitig gezwungen, auch die Lebensstile und -auffassungen der Mitbewohner der Siedlung zu akzeptieren und zu respektieren. Dies ist für Stricker ein wichtiger sowie psychisch und sozial aufwendiger Prozess der im Endeffekt für alle Beteiligten dazu führt, dass sie eine hohe Gemeinschaftsfähigkeit entwickeln, konfliktfähig und stärker belastbar werden. Diese Eigenschaften sind sowohl von öffentlichem als auch gesellschaftlichem Nutzen, da auch eine Gesellschaft und ein Staat eine Gemeinschaft sind, die zwar auf ganz anderer Ebene, jedoch nach ähnlichen bzw. gleichen Mechanismen funktionieren. (vgl. Stricker 1990:110)

6. Aktueller Forschungsstand

6.1. Anforderungen an „zeitgemäßes Wohnen“

Die Forscher Mark Gilg und Werner Schaeppi haben 2007 eine Studie mit dem Thema „Lebensräume“ veröffentlicht mit dem Ziel, die Anforderungen, die „zeitgemäßes Wohnen“ erfüllen sollte, herauszufinden. Da die Bewohner der industrialisierten Welt ca. 90% ihrer Lebenszeit in gebauten Welten verbringen (Wohn- und Arbeitsräume), ist es wichtig, wissenschaftliche Erkenntnisse über die bestehenden Wünsche und Ansprüche der Menschen an diese Räume zu gewinnen. Das Ziel der Forscher in Bezug auf den Bereich „Wohnen“ war die Auffindung und Offenlegung von derzeit noch wenig offenkundigen und wenig sichtbaren Veränderungen von Wohnwünschen. Vor allem die Frage, ob verschiedene gesellschaftliche Megatrends sich auf die herkömmlichen Vorstellungen vom Wohnen sowie auf die Wohnbauweisen auswirken war zentral. Da gesellschaftliche Trends grundlegend in unser Leben eingreifen, ist es sehr wahrscheinlich, dass sich durch Individualisierung, Mobilisierung, Informatisierung, Multitasking, neue Formen der Erwerbsarbeit, Erlebnisorientierung sowie den demografischen Wandel (Überalterung, neue Haushaltstypen) auch die Vorstellung vom idealen Wohnen ändert bzw. geändert hat. (vgl. Gilg/ Schaeppi 2007/ Vorwort von Gutscher, Heinz:7f)

Gilg und Schaeppi konnten bei ihrer Untersuchung veränderte Vorstellungen und Bedürfnisse beim „idealen Wohnen“ offenlegen, die der aktuelle Wohnungsmarkt nur bedingt anbietet. Den beobachteten Wunsch nach neuen Wohnformen erklären die Forscher hypothetisch durch veränderte Lebensgewohnheiten und –umstände (Individualismus versus Einsamkeit, wandelndes Verständnis von Familie und Partnerschaft, zunehmende Vermischung von Arbeits- und Privatleben, besseres Abstimmen von Kindererziehung und Beruf, Strategien zur Bewältigung des Problems der Überalterung). Da die heute auf dem Wohnungsmarkt befindlichen Angebote den Menschen bestimmte Verhaltens- und Lebensformen vorschreiben und der Immobilienmarkt sich unreflektiert reproduziert, könnten gesellschaftliche Trends verschlafen werden und notwendigen Entwicklungen im Wege gestanden werden. (vgl. Gilg/ Schaeppi 2007:115)

6.2. Freiheit als „neues“ zentrales Wohnbedürfnis

Wenn die beobachteten „neuen Bedürfnisse“ auf einen Nenner gebracht werden, ist die Freiheit, den eigenen Wohnraum als Lebensraum zu gestalten, zentral. Diese Freiheit äußert sich in vier Dimensionen. (vgl. Gilg/ Schaeppi 2007:115)

Als erstes ist hierbei die zwischenmenschliche Dimension zu nennen, in welcher der Bewohner den eigenen Wohnraum als einen Ort der ungezwungenen, freiwilligen Begegnung verstehen kann. Das Gleichgewicht zwischen einer gemeinsamen Beziehung und der individuellen Privatsphäre der am Zusammenleben Beteiligten (Sowohl Wohnpartner als auch Nachbarn) sollte passen. (vgl. Gilg/ Schaeppi 2007:115)

Als zweite Dimension ist der materielle Sinn von „Wohnraum als Lebensraum“ näher zu betrachten. Viele Bewohner haben den Wunsch, die Räume und wenn möglich auch das Layout der Wohnung dem eigenen Geschmack, den eigenen Bedürfnissen und Präferenzen anpassen zu können. (vgl. Gilg/ Schaeppi 2007:115)

Als dritte Dimension des gestaltbaren Wohn- und Lebensraumes ist die „Zeit“ anzuführen. Da alle Menschen verschiedene Lebensphasen durchlaufen, wäre es angenehmer, wenn sich die Wohnung den aktuellen Bedürfnissen der Bewohner anpassen könnte. Aus Wünschen wie „Veränderbarkeit“ und „Wahlfreiheit“ in Bezug auf den Wohn- und Lebensraum würde gelebter Alltag werden (z.B. einfachere Umgestaltung der Räume indem man flexible, veränderbare Wände einbaut; Erleichterung des Wohnungstauschs um auch bei veränderten Lebensumständen nicht die Wohngegend wechseln zu müssen, u.a.). (vgl. Gilg/ Schaeppi 2007:115)

Als vierte und letzte Dimension ist die prozessuale Dimension zu nennen. Die Forscher konnten bei ihrer Untersuchung feststellen, dass durchwegs der Wunsch nach einem erhöhten Maß an sozialer Interaktion unter den Bewohnern des jeweiligen Wohnraums besteht. Sozialer Austausch lässt sich naturgegeben nicht erzwingen, jedoch gelten vor allem die Bereitschaft sowie das Interesse der beteiligten Nutzer und des Anbieters als Erfolgsfaktoren. Um die Entstehung des Miteinanders zu fördern, haben sich vor allem bauliche und infrastrukturelle Gestaltungselemente als hilfreich erwiesen. Hierbei darf jedoch nicht nur auf das Vorhandensein von Räumen, welche als Orte der Begegnung fungieren sollen, geachtet werden. Solche Räume sollten wohl überlegt, also bewusst platziert, organisiert und ausgestaltet werden. Bei den Begegnungen unter den Bewohnern hat sich gezeigt, dass der Faktor der „potentiellen Unverbindlichkeit“ zentrale Bedeutung hat, soziale Interaktion also nicht zum Zwang werden darf. Das

Zusammen- bzw. Nebeneinanderleben sollte formal und informell organisiert sein um gute Rahmenbedingungen für den sozialen Austausch herzustellen. Auch regulative Maßnahmen (z.B. Hausordnung) und organisatorische Mittel (Versammlungen, Feste, gemeinsame Erfüllung von Aufgaben, Aussprachen, usw.) helfen Konflikte zu vermeiden und Gemeinsamkeiten zu schaffen. Dieses Miteinander ist ein Prozess, der Zeit und der Unterstützung der Beteiligten bedarf. Ob der Wunsch nach sozialem Austausch unter den Bewohnern und die daraus entstandenen und entstehenden neuen Wohnformen (aktuell gibt es noch relativ wenige Projekte, wovon die meisten zudem noch sehr jung sind) von Dauer sein werden, wird sich erst in den nächsten Jahrzehnten zeigen (besonders dann, wenn es in den einst stark organisierten Bewohnerstrukturen zu Generationenwechseln kommt). (vgl. Gilg/ Schaeppi 2007:117f)

III. Wohnen in Wien

1. Österreichisches Wohnrecht

1.1. Die Gesetzeslage

Aus verfassungsrechtlicher Perspektive gibt es in Österreich gleich wie in keinem anderen demokratischen Staat, kein Recht auf „Wohnen“. Somit ist der Staat nicht verpflichtet, seinen Bürgern eine Wohnung bereitzustellen. Das „Wohnen“ als Grundbedürfnis des Menschen wurde zwar im Jahr 1948 in den Grundrechtskatalog der Vereinten Nationen aufgenommen (Art. 25 der UN- Deklaration der Menschenrechte, 1948), national geltendes Recht bleibt dadurch jedoch unbeeinflusst. (vgl. Weber 1998:17)

Experten haben berechnet, dass eine einzelne Person eine Wohnfläche von mindestens 30m² benötigt, damit von einer angemessenen und menschenwürdigen Behausung gesprochen werden kann. (vgl. Weber 1998:17f)

Aktuell ist der Staat bemüht, zumindest diese Größenordnung, also rund 30m² für eine Einzelperson, bei der Vergabe von Gemeindeobjekten einzuhalten.

Die Wohnungsvergabe, -verwaltung, -verrechnung und -errichtung ist durch verschiedene Gesetze geregelt. Zur Anwendung kommen das Allgemeine Bürgerliche Gesetzbuch (ABGB- daraus Bestimmungen, welche den Abschluss von Verträgen regeln), das Mietrechtsgesetz (MRG), das Richtwertgesetz (RichtWG), das Heizkostenabrechnungsgesetz (HeizKG), das Wohnrechtsänderungsgesetz (WÄG, novellierte Fassung 1993) sowie das Wohnbauförderungsgesetz. (vgl. Weber 1998:18)

Im Jahr 2000 gab es eine Wohnrechtsnovelle, im Zuge derer ein Bundesgesetz geschaffen wurde, mit dem das Wohnungsgemeinnützigkeitsgesetz, das Mietrechtsgesetz, das Wohnungseigentumsgesetz 1975, das Richtwertgesetz, das Heizkostenabrechnungsgesetz und das Hausbesorgergesetz geändert wurden. (vgl. Schädl 2000:38,45)

1.2. Gemeindewohnobjekte

Als Gemeindewohnungen bzw. -reihenhäuser bezeichnet man in Österreich Wohnobjekte, deren Errichtung aus staatlichen Mitteln finanziert wurde. Die Verwaltung und daher auch die Zuteilung bzw. Vermietung dieser Objekte erfolgt meistens durch den Staat (bzw. die zuständigen Magistrate).

In den vergangenen Jahrzehnten ist es in Österreich gelungen, das Niveau der Wohnversorgung im europäischen Spitzenfeld zu platzieren. Die Gemeinde Wien tritt in den letzten Jahren nicht mehr direkt als Bauträger auf, sondern vergibt Projekte an gemeinnützige Vereinigungen. Die Finanzierung erfolgt über die sogenannte Wohnbauförderung. Dadurch entstanden (und entstehen; d. Verf.) eine große Anzahl gemeinnütziger Mietwohnungen, die einen Wohnraum zu fairen Kosten bieten sollen. (vgl. Schädl 2000:38)

1.3. Genossenschaftswohnobjekte

Eine weitere, sehr häufig in Österreich vorkommende Wohnform sind Genossenschaftswohnungen bzw. -reihenhäuser.

Die gesetzlichen Grundlagen, die die Entstehung des Genossenschaftswesens in Österreich ursprünglich ermöglichten, bildeten das 1867 festgelegte *Reichsgesetz über das Vereinsrecht*, sowie das 1873 erlassene Gesetz über *Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften*. (vgl. Zimmerl 2002:36)

Eine Genossenschaft ist eine Körperschaft mit eigener Rechtspersönlichkeit, eine juristische Person. Sie ist ein Verein von nicht geschlossener Mitgliedschaft. Dieser dient im Wesentlichen der Förderung des Erwerbs oder der Wirtschaft ihrer Mitglieder. Es steht nicht das Gewinnstreben, sondern der Zweck der Wohnraumbeschaffung im Vordergrund. Daher bekamen die Genossenschaften die Gemeinnützigkeit zuerkannt. (vgl. Hansen- Schmidt Liselotte 2007:47)

Bei den Genossenschaftsobjekten hat der Bewohner, im Vergleich zu den vom Staat vergebenen Wohnungen und Reihenhäusern, mehr Auswahlmöglichkeit bezüglich der Größe und des Standorts des Wohnobjekts. Während zum Beispiel ein Einzelner bei der Vergabe durch den Staat nur auf eine „kleine“ Wohnung (ca. 30m²) Anspruch hat, stehen ihm je nach Verfügbarkeit bei den Genossenschaften in Hinsicht auf die

Wohnobjektgröße und -lage, bei entsprechender Zahlungsfähigkeit mehr Möglichkeiten zur Verfügung.

1.4. Unterschiede zwischen Gemeinde- und Genossenschaftswohnobjekten

Die Unterschiede ergeben sich aus einer relativen Knappheit an staatlichen Objekten. Der Staat muss mit seinen ihm zur Verfügung stehenden Wohnobjekten „haushalten“. Wenn eine Familie mit mehreren Mitgliedern eine Wohnung benötigt und Anspruch besteht, dann muss diese Wohnung größer sein um den Bewohnern genügend Raum zu bieten.

Der Vorteil einer Genossenschaft liegt wie schon oben erwähnt in einer größeren Auswahl bezüglich der Wohnungsgröße und deren Standort. Dieser Vorteil ist allerdings an eine finanzielle Einlage zu Beginn des Nutzungsrechtes gekoppelt. Dieser Betrag variiert je nach Anbieter, Wohnungslage, Ausstattung, Alter und dem zumeist davon abhängigen Zustand des Wohnobjektes. Diese Geldeinlage bekommt der Nutzungsberechtigte bei Auszug aus dem Objekt, nach Abzug eines Prozents des Geldwertes pro Nutzungsjahr, wieder ausbezahlt.

2. Entwicklung des Wohnbaus in Wien (nach 1918)

2.1. Die Wohnungsnot

In Österreich kam es im 19. Jahrhundert (ähnlich wie in den anderen neuen Industrieländern) zu allgemeinen Strukturveränderungen wie Industrialisierung, Urbanisierung, Liberalisierung des Boden-, Wohnungs- und Arbeitsmarktes, Umstrukturierung des Agrarbesitzes, Veränderungen der Arbeitsmethoden in der Landwirtschaft, Bevölkerungswachstum und Ausdehnung der Städte. Als Folge entstand eine Wohnungsnot. (vgl. Zimmerl 2002:15)

Während in der liberalistischen Ära die Wohnung als Privatsache und Armut als Folge privater Unfähigkeit verstanden wurde, begann der Staat erstmals gegen Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts, aufgrund des zunehmenden Drucks der ungünstigen Wohnungssituation, in den Werkwohnungsbau (Quartiere für Arbeiter, welche bis dahin von Unternehmen aus Eigennutz errichtet wurden) einzugreifen.

Deshalb verabschiedete der österreichische Reichsrat am 8. Juli 1892 ein Wohnungsgesetz, das die Errichtung von Arbeiterquartieren begünstigen sollte. Obwohl das Gesetz wegen diverser Durchführungsprobleme im Jahr 1902 in revidierter Form neu beschlossen werden musste, kann es als der erste Versuch einer gesetzlichen Förderung des sozialen Wohnungswesens gesehen werden. (vgl. Zimmerl 2002:33,44f)

Trotz einiger Bemühungen (sowohl politischer als auch privater) konnte das Wohnungsproblem die folgenden Jahre nicht gelöst werden. Der 1. Weltkrieg (1914-1918) bewirkte eine weitere Verarmung der Unterschichten. Es kam zu einem akuten Mangel an Lebensmitteln und einer weiteren Verschärfung der Wiener Wohnungsnot. (vgl. Zimmerl:53)

Nach dem Ende des 1. WK war die Wohnungslage in Wien weiterhin äußerst angespannt. Da sich die kapitalistische Wohnungspolitik sozial destabilisierend auswirkte, versuchte der Staat nun, Konzepte für einen Massenwohnungsbau mit Kleinwohnungen zu lohngerechten Mieten zu entwickeln. (vgl. Zimmerl 2002:58)

Es kam daher in den folgenden Jahren zu der Einführung eines Mieterschutzes und einer Wohnbausteuer, die die Grundlagen der sozialdemokratischen Wohnungspolitik bildeten. (vgl. Zimmerl 2002:107)

Der Mieterschutz wurde im Jahr 1922 auf Bundesebene als Kompromiss zwischen der christlich- sozialen Regierungspartei und der oppositionellen Sozialdemokraten erlassen (vgl. Zimmerl 2002:105).

Die Wohnbausteuer wurde 1923 eingeführt, da die Sozialdemokraten in Wien das Problem der Wohnungsnot zu einem politischen Hauptthema erklärten und die Schaffung neuen Wohnraums als Ziel definierten. Durch diese Steuer stiegen die jährlichen Einnahmen von 1923 bis 1926 von 3,37 Millionen Schilling auf 38,47 Millionen Schilling an. Bis zum Jahr 1931 stabilisierten sich die Einnahmen auf einem Niveau von 36 Millionen Schilling. Die Wohnbausteuer ermöglichte der Gemeinde Wien, große Summen in den kommunalen Wohnbau zu lenken. So sollten 10% der ihr zur Verfügung stehenden Mittel in die Wiederherstellung von Wohnbauten fließen, 30% in die Siedlerbewegung und 60% in den Gemeindewohnungsbau. (vgl. Zimmerl 2002:105ff)

Eine weitere notwendige Voraussetzung für eine aktive Wohnungspolitik der Gemeinde Wien war die Beschaffung der erforderlichen Grundstücke, was durch einen

Bodenpreissturz, welcher als Auswirkung² des Mieterschutzgesetzes erfolgt war, erleichtert wurde. Im Jahr 1930 besaß die Gemeinde Wien (öffentliches Gut nicht eingerechnet) bereits ein Viertel der Bodenfläche. (vgl. Zimmerl 2002:107)

2.2. Siedlerbewegung versus kommunaler Wohnbau

Zu Beginn der 1920er Jahre herrschte unter den Wiener Politikern (eher personenabhängig, weniger parteibezogen) Uneinigkeit darüber, ob und wie intensiv die Siedlerbewegung, welche für den Bau von Reihenhäusern in Siedlungsanlagen (Flachbau) anstelle der Gemeindewohnungen in Großwohnanlagen (Hochbau) eintrat, unterstützt werden sollte. Schließlich entschloss sich die Gemeinde Wien Anfangs, beide Ideen zur Wohnraumbeschaffung zu fördern bzw. umzusetzen. Am 21. September 1923 wurde durch einen Gemeinderatsbeschluss das erste große Gemeindewohnungsprogramm mit 25.000 Wohnungen beschlossen, welches bis Ende 1927 (veranschlagt waren fünf Jahre) fertiggestellt werden konnte. (vgl. Zimmerl 2002:107f)

Obwohl man dem Flachbau durch diesen Gemeinderatsbeschluss noch ein „Lebensrecht“ zusicherte, fand bereits in den ersten Jahren des Programms eine Prioritätenverschiebung zugunsten der Gemeindebauten statt. (vgl. Zimmerl 2002:108)

Die Position der Siedler in der Gemeinderegierung wurde zusätzlich durch personelle Veränderungen in der Gemeinderegierung geschwächt, da die Siedlerbewegung keinen strategischen Stellenwert in der sozialdemokratischen Politik hatte. Dem Bürgermeister Jakob Reumann, der als einer der größten Förderer der genossenschaftlichen Siedlerbewegung galt, folgte 1923 Karl Seitz, welcher zwar nicht als Gegner der Siedlerbewegung bekannt war, sich jedoch in seiner Amtszeit dem Hochbau mehr zugetan zeigte als dem Flachbau. (vgl. Zimmerl 2002:108)

Negative Auswirkungen auf die Siedlerbewegung hatten neben der schwindenden Unterstützung der Gemeinde auch politische Entscheidungen auf Bundesebene (1924 wurden durch die sogenannte Seipel- Sanierung alle Zuschüsse an gemeinnützige Wohnbauträger eingestellt). (vgl. Zimmerl 2002:109)

Das Ende der genossenschaftlichen Siedlerbewegung wurde eingeleitet, als der kommunale Wohnbau vorangetrieben und die Idee der Siedlungshäuser von der Stadt

² Durch radikale Mieterschutz- Regelungen wurden der Bau und die Vermietung privater Wohnhäuser unrentabel, die Nachfrage an Grund sank und der städtische Bodenmarkt stagnierte.

Wien in Form von Gemeindesiedlungen „kommunal angeeignet“ wurde. (vgl. Zimmerl 2002:113)

2.3. Die Gemeindesiedlungen

Vom 14. Bis 16. September 1926 kam es durch den Internationalen Wohnungs- und Städtebaukongress des internationalen Verbandes für Städtebau, Landesplanung und Gartenstädte in Wien, zu einer Neubelebung der Diskussion um den Siedlungsbau. Die Mehrzahl der zahlreichen Architekten und Bodenreformer, die an diesem Kongress teilnahmen, sprachen sich in einer Diskussion über Hoch- oder Flachbau, für den Flachbau aus. Außerdem übten sie heftig Kritik an der Architektur der Wiener Gemeindebauten. Die Wiener Gemeinde verteidigte ihr Hochbauprogramm mit Argumenten wie dem Mangel an Bauland innerhalb der engen Stadtgrenzen, die kostengünstigere Bauweise bei Hochbauten, dem Fehlen günstiger Schnellverbindungen in das Umland sowie dem Nichtvorhandensein eines wirksamen Enteignungsgesetzes. Andererseits betonte die Wiener Gemeinde ein ungebrochenes Interesse für die Gartenstadt und fühlte sich nach der eindeutigen Stellungnahme des Kongresses zugunsten des Flachbaus veranlasst, von nun selbst verstärkt in den Siedlungsbau einzugreifen. (vgl. Zimmerl 2002:111f)

Durch das Eingreifen der Gemeinde in den Siedlungsbau wurde der basisnahe Genossenschaftssozialismus durch einen Kommunalsozialismus abgelöst, die Siedleridee faktisch kommunal angeeignet. Das wirkte sich negativ auf den basisorientierten, genossenschaftlichen Charakter der Siedlerbewegung aus, was den Verlust der ursprünglich treibenden Kraft der Siedler, nämlich die Idee und der Gedanke der Selbsthilfe, zur Folge hatte. Die geschaffenen Selbsthilfekompetenzen wurden verstaatlicht und somit die emanzipatorischen Kräfte innerhalb der Siedlerbewegung geschwächt. Die Selbstverwaltung in den Siedlergenossenschaften entwickelte sich zu einem Fremdverhältnis zur Gemeinde. Es folgte die Bürokratisierung und Zentralisierung des Baus, der Verwaltung und der Vergabe der Häuser, die nun wie bei den Wohnungen der Gemeindebauten erfolgten. Die Möglichkeit der Mitarbeit (Siedlerarbeit) bei der Errichtung bestand bei den Gemeindesiedlungen nicht. Stattdessen mussten die zukünftigen Bewohner einen Geldwert leisten. (vgl. Zimmerl 2002:113)

Die Wiener Gemeindebauprogramme bedeuteten somit keinen gänzlichen Bruch der Sozialdemokratie mit dem Siedlungsbau. Bis 1934 wurde regelmäßig ein kleiner Teil der jährlichen Wohnbauvorhaben in Flachbauweise ausgeführt, doch ging die Gemeinde bereits im Jahr 1924 immer mehr dazu über, den Genossenschaften die Baumittel zu entziehen und ohne Zwischenschaltung der Genossenschaftsstruktur, die aus der Siedlerbewegung entstanden war, eigene Siedlungsanlagen zu errichten. (vgl. Zimmerl 2002:113)

Die geplante Investition von 30% der Wohnbausteuerereinnahmen in den Siedlungsbau wurde von der Stadt Wien letztendlich nicht vollständig getätigt. Der Anteil der Siedlungshäuser am gesamten Wohnungsprogramm betrug 1921 54,9%, 1922 39,1%, 1923 27,6%, 1923 14,5% und 1925 nur noch 4%. (vgl. Zimmerl 2002:108f)

Die zeitlichen Übergänge von der Genossenschafts- zur Gemeindesiedlung waren fließend, da es auch noch nach dem Höhepunkt der genossenschaftlichen Phase Anlagen gab, die allein von Siedlungsgenossenschaften gebaut bzw. begonnene Siedlungen fertiggestellt wurden. Es gab auch Projekte, bei denen sich die Genossenschaften mit der Gemeinde zusammenschlossen. So entstanden Siedlungen, bei denen ein Teil genossenschaftlich und der andere Teil kommunal gebaut und verwaltet wurden. Die Freihofsiedlung fällt in diese Kategorie. (vgl. Zimmerl 2002:113)

2.4. Unterschiede zwischen Genossenschafts- und Gemeindesiedlungen

Die verstärkte Bautätigkeit machte eine weitgehende Typisierung der Siedlungshäuser notwendig. So beschränkte man sich mit geringfügigen Variationen auf bewährte Grundrisse. Charakteristisch für die Behausungseinheit, ob Gemeinde- oder Genossenschaftssiedlung, war der Reihenhaus- oder Doppelhaustypus. (vgl. Zimmerl 2002:114)

Die Gemeindesiedlungen bekamen dieselben Gemeinschaftseinrichtungen, welche auch die Gemeindebauten hatten. Das Gemeinschaftsleben war in den Gemeindesiedlungen nicht so gut entwickelt wie in den Genossenschaftssiedlungen. Es bestand zwar ein Zusammenhalt der Bewohner, jedoch war dieser durch die behördliche Belegungspolitik und das Fehlen von Selbstverwaltung sowie gemeinsamer Aufbauarbeit weniger stark ausgeprägt als in den Siedlungen, die in der genossenschaftlichen Phase errichtet wurden. (vgl. Zimmerl 1998:123)

2.5. Bilanz der Wohnbautätigkeiten (bis 1934)

In der Zwischenkriegszeit (bis März 1934- Zerschlagung der Demokratie, Beginn Austrofaschismus) konnte die sozialdemokratische Stadtverwaltung rund 64.000 Wohnungen reformerischer Formbestimmung, in denen ca. 222.000 Menschen leben konnten, realisieren. Der Anteil der Gemeinde Wien am gesamten Wiener Bauvolumen dieser Zeit machte rund 70% aus. (vgl. Zimmerl 2002:108)

Bis 1934 wurden in Wien ca. 7.000 Siedlungshäuser errichtet, was 11% statt der veranschlagten 30% der städtischen Bauleistung ausmachte. (vgl. Zimmerl 2002:108)

3. Die Freihofsiedlung

3.1. Die Freihofsiedlung historisch

1.) Der Begriff „Siedlung“

Der Siedlungsbegriff hat sich im Laufe der letzten Jahrzehnte stetig gewandelt. Die erste Erwähnung fand der Begriff in der 15. Auflage des Brockhaus- Lexikons (17.Band, 1934). Der Terminus veränderte sich seitdem fortlaufend, in Abhängigkeit von den jeweils aktuellen politischen bzw. gesellschaftlichen Entwicklungen. Er bezeichnet somit keine einheitliche soziale Bewegung, sondern historische Sachverhalte unterschiedlicher Natur. So gab es Unterschiede in den Siedlungsformen, den politischen und gesellschaftlichen Gesinnungen und unter den Akteuren, z.B. Städtische Wohnsiedlung neben ländlicher Wirtschaftssiedlung, „neue nicht- kapitalistische Lebensformen anstrebende Genossenschaftssiedler“ neben „besitzindividualistischen Siedlern“ und progressiv- sozialreformerisches Gedankengut neben konservativ- agrarromantischen Ideologemen. Die Freihofsiedlung zählt zu den städtischen Wohnsiedlungen, welche wohnreformerische Intentionen (Gartenstadt, Genossenschaftsorganisation, Selbsthilfe) mit lebens- und wirtschaftsreformerischen Absichten (Klein- und Schrebergartenwirtschaft, Selbstversorgung) verband. (vgl. Hoffmann 1987:3,9)

2.) Die Siedlerbewegung

Der Bau der Freihofsiedlung wurde durch die Anhänger der Siedlerbewegung durchgesetzt und vollzogen.

Die Siedlerbewegung erwuchs als eigenständige Massenbewegung aus Teilen der städtischen Bevölkerung (städtische Proletarier und Kleinbürger), mit dem Wunsch nach einem eigenen Häuschen mit Garten („eigenes Land“). Die Idee dieses „proletarischen Siedelns“ entstand bereits zwei Jahre vor Kriegsende, da besonders die Städter von Nahrungsmittelnot betroffen waren und sich daher mit einer neuen Form der Selbstversorgung absichern wollten. So kam es schon während dem Krieg zu der Anlage sogenannter „Kriegsgemüsegärten“. (vgl. Hoffmann 1987:61f)

Die Anhänger dieser Bewegung betrieben eine intensive Spatenkultur (Anbau von Kartoffeln und Gemüse) auf kleinen Schrebergärten³, die teilweise mit einem kleinen Häuschen⁴ bebaut wurden. Diese Form der „wilden Besiedlung“ beinhaltete für die Beteiligten wirtschaftliche und gesundheitliche Gefahren. Ein Ziel der Siedlerbewegung war die Beseitigung dieser Gefahren. (vgl. Kampffmayer 1927:3)

So kam es, dass im Jahr 1919 in Wien aus dieser Kleingartenbewegung die Siedlerbewegung mit dem Ziel, Wohnen für die Menschen attraktiver zu gestalten, entstand. (vgl. Kampffmayer 1927:3)

Es entstanden nach dem ersten Aufkeimen des Siedlergedankens binnen kürzester Zeit über 50 Genossenschaften mit über 80 verschiedenen Siedlungsgruppen. Da die ursprünglich gewünschten Bauprogramme angesichts der schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse den Rahmen des Budgets der Stadt Wien überstiegen, richtete die Gemeinde bürokratische Organe ein. (vgl. Kampffmayer 1927:3)

„Der Aufschwung der Siedlerbewegung nach 1918 war eine Begleiterscheinung der durch Krieg, Revolution und Inflation ausgelösten politischen, wirtschaftlichen, sozialen und geistigen Krise. Das Streben „Zurück zum Boden“ war eine Folge wirtschaftlicher Not und intellektueller Desorientierung, zugleich aber auch Ausdruck einer latenten Großstadtfeindschaft sowie der Kritik am industriell- kapitalistischen System.“
(Hoffmann 1987:41)

³ „illegal“ angelegt auf bis dahin freien Flächen Wiens

⁴ wurden teilweise in der Nachkriegszeit wegen der Wohnungsnot ganzjährig bewohnt

3.) Kraft durch Genossenschaftsbildung

Vor sowie während der Zeit der Errichtung der Freihofsiedlung war es nur wenigen Vertretern des Mittelstandes möglich, sich ein Einfamilienhaus zu leisten. Das Wohnen im Einfamilienhaus war vor allem den Reichen vorbehalten. (vgl. Kampffmeyer 1927:3) Zum Unterschied zu anderen Siedlungsformen stand bei der gemeinwirtschaftlich-genossenschaftlichen Siedlerbewegung von Anfang an das Wohnen im Vordergrund. Ziel war es, in Selbstorganisation und auf gemeinwirtschaftlich- genossenschaftlicher Basis Siedlungen zu errichten. (vgl. Zimmerl 2002:71)

Die genossenschaftliche Selbsthilfe eignete sich für alle diejenigen, deren Bedürfnisse weder vom Markt noch vom Staat ausreichend befriedigt wurden. Die Bildung von Genossenschaften war dabei unverzichtbar, da die Siedler das Wohnungsproblem nicht alleine und individuell lösen konnten. Bereits in den Jahren 1921 und 1922 bildeten sich innerhalb kürzester Zeit Netzwerke von Selbsthilfeorganisationen, die sich gegenseitig unterstützten. (vgl. Zimmerl 2002:72)

Die Grundlage für die Errichtung von Siedlungsanlagen durch Genossenschaften bildete das Baurechtsgesetz von 1912. Damit wurde ermöglicht, dass die Bauwerber Baugrund (Grundstücke) für Wohnbauzwecke von öffentlichen Institutionen (z.B. Gemeinde Wien) entgegennehmen und bebauen dürfen, ohne Eigentümer zu werden. (vgl. Hansen-Schmidt Liselotte 2007:6).

4.) Zusammenarbeit zwischen Genossenschaft und Staat

Trotz allem, waren die genossenschaftlich organisierten Siedler natürlich auf die Zusammenarbeit mit dem Staat angewiesen. Es wurde daher ein Austauschverhältnis mit der Gemeinde angestrebt. Die Siedler boten die Lösung von Problemen des kollektiven Konsums und forderten im Gegenzug vom Staat finanzielle Mittel und die Bereitstellung von Grundstücken. Um dieses „Tauschgeschäft“ rechtlich zu verankern, wurde das Prinzip der Wohnungsgemeinnützigkeit als rechtsförmiger Tausch zwischen den freien Trägern (den Genossenschaften) und dem Staat eingeführt. (vgl. Zimmerl 2002:72f)

Für den nötigen politischen Druck sorgten drei Massendemonstrationen der Anhänger der Siedlerbewegung zwischen den Jahren 1920 und 1922. Es kam somit zu einer

Kooperation zwischen der Massenbewegung der Siedler und der Gemeindeverwaltung in Wien. (vgl. Zimmerl 2002:73f)

5.) Probleme bei der Umsetzung der Siedleridee

Leider wurde schon kurze Zeit später deutlich, bereits im Jahr 1922, dass weder die Selbsthilfe am Bau, noch die gemeinwirtschaftliche Organisationsform, die durch die Inflation verstärkte Kapitalnot der Siedlungsgenossenschaften kompensieren konnten. Es kam in Folge zur Stagnation des Wohnsiedlungswesens sowie zur Blockierung der Wirtschaftssiedlungen. Sämtliche politische Parteien begannen, die Siedlungsfrage gegeneinander auszuspielen. Als Folge wurde noch im Jahr 1922 das sogenannte Konzentrationsprogramm durchgesetzt, das eine Kürzung der Mittel und eine Zusammenführung zahlreicher Kleingenossenschaften bedeutete. Durch diese Zusammenführungen entstand unter anderem die Siedlungsunion. Die Selbstverwaltungschancen der Siedlergemeinschaft wurden dadurch verringert und die Zahl der von der Gemeinde Wien unterstützten Bauvorhaben stark eingeschränkt. (vgl. Zimmerl 2002:103f)

Im Jahr 1923 war diese Bewegung auf dem Höhepunkt und das Ende der dynamischen Phase der Siedlerbewegung hatte begonnen. Die Genossenschaften wurden durch die staatlichen Einsparungen schwer getroffen und verloren im weiteren Verlauf einen Großteil ihrer emanzipatorischen Substanz, was für die Siedlerbewegung den Verlust des Charakters einer Bewegung bedeutete. (vgl. Zimmerl 2002:113)

Durch die Schwächung der Siedlerbewegung, kam es auch unter den Genossenschaften zu Auseinandersetzung und Konkurrenzverhältnissen. Ab der Mitte der 20er Jahre kam es innerhalb einzelner Siedlungsgenossenschaften zu Entpolitisierungstendenzen und zu einer Orientierung an wirtschaftlichen und kaufmännischen Zielvorstellungen. Das politische Engagement und die Suche nach gemeinschaftlichen Lebensformen trat immer mehr in den Hintergrund. (vgl. Zimmerl 2002:109f)

6.) Die Finanzierung und Umsetzung des Projekts „Freihofsiedlung“

Die Errichtung der Freihofsiedlung vollzog sich über rund 15 Jahre. Die Freihofsiedlung zählt zu jenen Projekten, bei denen sich Staat und Genossenschaft in einer wirtschaftlich und politisch instabilen Zeit zu einer Zusammenarbeit entschlossen.

Ursprünglich sollte die Siedlung im Jahr 1923 von der Gemeinde Wien aus den Mitteln der drei städtischen Betriebe (Elektrizitätswerke, Gaswerke und Verkehrsbetriebe) für ihre Bediensteten in Eigenregie gebaut werden. Da jedoch der dafür vorgesehene Baugrund bereits von Kleingärtnern besiedelt war und diese nicht auf ihre Gärten verzichten wollten, kam es zu Konflikten. Die Kleingärtner schlossen sich zu einer Siedlungsgenossenschaft mit dem Namen „Aus eigener Kraft- Gruppe Freihof“ zusammen und verkündeten, ebenfalls Reihenhäuser errichten zu wollen. Da es in Wien einen Mangel an gemeindeeigenem Siedlungsgelände gab, forderte auch die Siedlergenossenschaft „Mein Heim“ einen Teil dieses größten zur Verfügung stehenden Gebietes für ihre Siedler ein. Nach längeren Verhandlungen erhielt auch die Genossenschaft „Mein Heim“ eine Baugenehmigung und es kam es zu einer Arbeitsgemeinschaft zwischen den zwei Genossenschaften. Die Gemeinde Wien unterstützte beide mit Baukrediten dessen Höhe durch die Zahl der vorhandenen Bewerber bestimmt war. (vgl. Kampffmayer 1927:4)

Das Resultat war, dass die Freihofsiedlung im Jahr 1923 als Gemeinde- Siedlung begonnen (die ersten 99 Häuser sind bis heute Eigentum der Stadt Wien) und in den folgenden Jahren von den Genossenschaften „Mein Heim“ und „Aus eigener Kraft- Gruppe Freihof“ aus Mitteln der Wohnbausteuer weitergebaut wurde. (vgl. Kampffmayer 1927:4)

7.) Anlagenerrichtung durch die Siedler

Die Mitarbeit der Siedler beim Siedlungsbau war ein wesentliches Merkmal der Wiener Siedlerbewegung. Von dieser Siedlerarbeit hatte die Gemeinde Wien bereits im Jahr 1921 durch einen Gemeinderatsbeschluss ihre Unterstützung der Siedlergenossenschaften abhängig gemacht. Die Siedlergenossenschaften bekamen für die Durchführung ihrer Bauvorhaben rund 85% der gesamten Baukosten von der Gemeinde (aus Mitteln der Wohnbausteuer) zur Verfügung gestellt. Die restlichen 15% mussten die Siedler aufbringen, was jedoch in bar für die meisten unmöglich war, da es sich hauptsächlich um Angehörige der minderbemittelten Schichten handelte. Daher

konnte als Ersatz für den Baraufwand Siedlerarbeit bei der Errichtung der Anlage und Erschließung des Siedlergeländes geleistet werden. Diese 15% Baukosten entsprachen durchschnittlich 1600 Stunden Eigenleistung pro Siedler (in Abhängigkeit vom Projekt sogar bis zu 3000 Stunden). Es wurden bis zu 80% der Bauarbeit von den Siedlern erbracht. Erstmals wurde Eigenkapital durch Eigenarbeit ersetzt. Es fiel somit jede materielle Zutrittsschwelle, wodurch bis dahin ausgeschlossene Gruppierungen (z.B. Erwerbslose) mitbeteiligt werden konnten (sogenannte „Muskelhypothetik“). (vgl. Zimmerl 2002:84f).

Der Einsatz von Arbeitskraft wurde in der Wiener Siedlerbewegung als solidaritätsstiftendes Element betrachtet und mit weitreichenden wohnreformerischen Zielen verbunden. Der größere Teil der Arbeit wurde als Siedlerstunden vergeben und der kleinere Teil an das professionelle, aber gemeinwirtschaftlich geführte Gewerkschaftsunternehmen „Grundstein“. (vgl. Zimmerl 2002:85)

Aus Gründen der Wirtschaftlichkeit und Solidarität wurde die Eigenarbeit der Siedler nicht am eigenen zukünftigen Haus erbracht. Erst nach der Fertigstellung wurden die Häuser unter Berücksichtigung der eingebrachten Siedlerstunden (Arbeitsstunden) und Bedürftigkeit nach einem Punktesystem verteilt oder verlost. (vgl. Zimmerl 2002:85)

8.) Kollektive Selbstversorgung als Zielvorstellung

Da die überwiegende Anzahl der Siedler im Lager der Sozialdemokratie standen (Schätzungen gehen von ca. 80-90% aus), kann man die sozialdemokratische Überzeugung als das politisch- kulturelle Bindeglied der Siedler bezeichnen. Als Ziel der sozialreformerischen Siedlerbewegung kann aber nicht nur die Schaffung von neuem Wohnraum gesehen werden, sondern auch eine Veränderung der Gesellschaftsordnung im Kleinen. Man wünschte sich die Entwicklung einer neuen sozialdemokratisch orientierten gemeinschaftlichen Lebensform in den Siedlungen. (vgl. Zimmerl 2002:71)

Die meisten Siedler waren wegen der hohen Erwerbslosigkeit auf Eigenarbeit und kollektive Selbstversorgung angewiesen, weshalb eigene Werkstätten, Bauhöfe und Gartenvereine für Pflanzen und Saatgut gegründet wurden. Dadurch wurde das Eigenwirtschaftspotential erhöht. Durch verbandliche Eigenbetriebe und Einrichtungen für Baustoffe, Hausrat, ärztliche und tierärztliche Leistungen sowie Versicherungen wurde zusätzlich für niedrige Preise gesorgt. Ziel war es, verschiedene

Produktionsbereiche der Gewinnwirtschaft zu entziehen. Als Beispiele für solche gemeinwirtschaftlichen Einrichtungen können die Konsumgenossenschaftsfamilie und die WIHOKO für Brennstoffe genannt werden. Der Lebensmitteleinkauf wurde zur Gänze durch die sozialistische Konsumgenossenschaft abgewickelt, die in den meisten Siedlungen Filialen besaß. (vgl. Zimmerl 2002:93)

In allen Genossenschaftssiedlungen fand eine intensive Beschäftigung mit der Natur, Gartengestaltung, Bodennutzung und Kleintierhaltung statt. Dies wurde durch die Siedlerschulen unterstützt. In der Folge entstand ein hochentwickeltes Kleingartenwesen, mit Garten- und Zuchtvereinen sowie einem Erntedankfest. Sogar Produktprämien wurden verliehen. Neben dem Gemüse- und Obstanbau war auch die Kleintierhaltung ein elementarer Bestandteil der Selbstversorgung. Es wurden vor allem Geflügel, Hasen und Ziegen gehalten. (vgl. Zimmerl 2002:94)

3.2. Die Freihofsiedlung architektonisch

Die Freihofsiedlung umfasst zusammen mit der südlich anschließenden Siedlung Plankenäcker 1235 Häuser (99 Gemeindereihenhäuser, 1136 Genossenschaftsreihenhäuser) mit kleinen Gartenparzellen (sind durch Wirtschaftswege verbunden). Sie ist die größte geschlossene Siedlungsanlage Wiens. (vgl. Zimmerl 2002: 114f)

1.) Die Bausubstanz

Um die Umsetzung des Projektes zu erleichtern (bzw. vielleicht sogar erst zu ermöglichen) novellierte die Gemeinde im Jahr 1920 die Wiener Bauordnung. Da die damals gültige Fassung ein großes Hindernis für die Herstellung billiger Kleinhäuser darstellte, bzw. den billigen Siedlungsbau praktisch unmöglich gemacht hätte, gewährte die Gemeinde Wien Bauerleichterungen für den Bau von Kleinhaussiedlungen. So wurde am 28. Mai 1920 eine Kleine Novelle der Bauordnung beschlossen, in der der Kleinwohnhausbau rechtlich verankert wurde. (vgl. Zimmerl 2002:86)

Die Änderungen der alten Bauordnungsbestimmungen bezogen sich auf geringere Mauerstärken, schwächere Deckenkonstruktionen, Stiegen aus Holz, geringere Geschoßhöhen und anderes mehr. (vgl. Kampffmayer 1927:9)

Aus Geldmangel wurde für die ersten 99 Häuser, die im Jahr 1923 als Gemeindesiedlung erbaut wurden, viel Ersatzmaterial verwendet. Ab 1924 wurden statt den vorher verwendeten Betonhohlsteinen ausschließlich Ziegel für das Mauerwerk verwendet. (vgl. Kampffmayer 1927:9)

2.) Die Anlage

Die Anlage folgt in ihrer Struktur dem Konzept der geschlossenen Randverbauung. Bei einigen Teilen der Siedlung war man stellenweise zu einer ungünstigen Situierung einzelner Häuser und Gärten gezwungen, da auf manchen Bereichen des Grundstücks im ersten Weltkrieg wilde Kleingartengebiete entstanden waren, welche während der Bauzeit nur schrittweise aufgelöst werden konnten. (vgl. Zimmerl 2002:115)

Für die Linienführung des Lageplans waren zwei Hauptverkehrsstraßen maßgebend. Durch die Anlage langer geradliniger Straßen wurden geschlossene Straßenbilder mit architektonisch besonders betonten Endigungen erzielt. Einige Straßen und Wohnwege haben eine teilweise gekrümmte Linienführung, welche den senkrechten Anschluss und Abwechslung in der Eintönigkeit der geradlinigen Verbauung bezweckt. (vgl. Kampffmayer 1927:9)

Für die Anlage der Hausgärten wurden ursprünglich Typenpläne entworfen und die Baumpflanzung einheitlich durchgeführt. Man wollte die rationelle Bodenverwertung ermöglichen und einen einheitlichen Eindruck der zwischen den Hauszeilen liegenden Gartenflächen erreichen. Außerdem wurden die Hausfassaden äußerst einfach gestaltet. Durch die Massengliederung der langen Hausreihen wollte man typische Straßenbilder erzeugen. Farbliche Akzente dienten nur der Betonung besonderer Punkte und der rhythmischen Aufteilung der langen Straßenfronten. (vgl. Kampffmayer 1927:10)

Die Freihofsiedlung war das erste Objekt in Wien, bei dem Wohnhöfe angelegt wurden. Durch diese große Blockausnützung wurden die Anschließungskosten für Straßen, Beleuchtung, usw. um ca. ein Viertel reduziert. Restflächen, die sich durch diese Verbauungsart und der Parzellenausteilung ergaben, wurden als kleine

Erholungsanlagen gartenmäßig ausgeführt. Diese Bauweise brachte den Bewohnern Ruhe und Abgeschlossenheit. (vgl. Kampffmeyer 1927:9)

Um dem Häusermeer Leben zu verleihen wurden die Wohnhöfe und Straßen gärtnerisch ausgestaltet. Statt Zäunen wurden lebende Hecken als Grundstückabgrenzungen bevorzugt. In den Straßen wurden Rasenstreifen und Baumreihen angelegt, um den Übergang zur Natur zu vermitteln. (vgl. Kampffmeyer 1927:11)

3.) Fläche der Reihenhäuser und Parzellen

Die Reihenhäuser- und Grundstücksgrößen wurden im Laufe der Errichtungsphasen sukzessive verringert. Jene Häuser, die bis Ende 1925 errichtet wurden, hatten eine verbaute Fläche von 42 m² und zusätzlich einen Stallanbau. So wurde eine reine Wohnfläche von ca. 65-70 m² erzielt. Ab 1926 wurde die verbaute Fläche durch einen Gemeinderatsbeschluss auf 40m² inklusive dem Stallanbau reduziert. Es wurde eine reine Wohnfläche von ca. 62m² erzielt. Die Parzellengröße verringerte sich von einer anfänglichen Fläche von 430m² zuerst im Jahr 1924 auf 350m² und dann 1926 auf 200m². (vgl. Kampffmeyer 1927:9f)

4.) Siedlungstypen- pragmatisch versus kreativ

In der Errichtungsphase der Siedlungen gab es zwei verschiedene Siedlungstypen. Zum einen gab es die eher pragmatisch orientierten Architekten, die sachliche und einfache Siedlungsarchitektur mit schlichten, schmucklosen und oft ungegliederten Reihenhäuserzeilen entwarfen. Die Lagepläne dieser Siedlungen waren streng und einfach und das Wege- und Straßensystem annähernd rechtwinkelig. (vgl. Zimmerl 2002:96)

Zum anderen gab es die eher künstlerisch und kreativ orientierten Architekten, die die Siedlungshäuser durch eine hohe Anzahl an architektonischen Gestaltungselementen (Zusatzelemente, schmuckvolle Details) wie Vorsprünge, Risalite, Dachausbauten, Quergiebel und Erker, Gesimse, Fenster- und Türbekronungen, Rundfenster und ähnlichem aufwerteten. Bei dem Erschließungssystem orientierten sich diese Architekten an den englischen Gartenstädten, bei denen große Plätze, Wohnhöfe, Sackgasse und kurvenreich angelegte Straßen zu finden waren. Der Architekt der

Freihofsiedlung, Karl Schartelmüller, war ein Anhänger des zweiten Siedlungstyps. (vgl. Zimmerl 2002:96f)

Bei beiden Siedlungsformen war die Einheitlichkeit sehr wichtig und so wurde auf die Verwendung gleicher Wohnungstypen und Baubestandteile innerhalb einer Anlage besonders geachtet. Diese Einheitlichkeit war ein wichtiger Bestandteil, da sie als Ausdruck von Gleichheit und Brüderlichkeit unter den Bewohnern verstanden wurde. (vgl. Zimmerl 2002:97)

5.) Karl Schartelmüller- Der Architekt der Freihofsiedlung

Der Architekt der Freihofsiedlung, Karl Schartelmüller, wurde 1884 in Wien geboren. Im Jahr 1913 begann er als beamteter Architekt bei der Gemeinde Wien zu arbeiten. Nach Unterbrechung durch die Ableistung seines Kriegsdienstes im ersten Weltkrieg, forcierte er (gemeinsam mit Hugo Mayer und Heinrich Schlöss) im Stadtbauamt den Siedlungsbau mit großem Engagement. (vgl. www.architektenlexikon.at)

Schartelmüller verfolgte bei der Siedlung „Am Freihof“ die Idee einer autarken Gartenvorstadt bzw. Kleinstadt. Die Siedlung ist bis heute die größte Genossenschaftssiedlung Wiens und gilt als „mustergültige“ Anlage, mit der Schartelmüller internationale breite Anerkennung fand. Als Vorbild für die Struktur der Anlage dienten die englischen Gartenstädte. (vgl. www.architektenlexikon.at)

Gartenstädte waren das Resultat der Bemühungen der sogenannten Gartenstadtbewegung, die in England gegen Ende des 19. Jahrhunderts als Reaktion auf die Industrialisierung entstanden war. Das damalige Anwachsen der Städte bewirkte eine Rückgesinnung auf landwirtschaftliche Elemente in der Wohn- und Lebensform. Man versuchte, die Vorteile beider zu vereinen. (vgl. Zimmerl 1998:25)

Bei der Planung und Errichtung der Siedlung wurde sehr viel Wert auf expressive Detailgestaltung und höchstmögliche Heterogenität gelegt, weshalb die architektonische Qualität der Siedlung in ihrer Gesamtwirkung lag. (vgl. www.architektenlexikon.at)

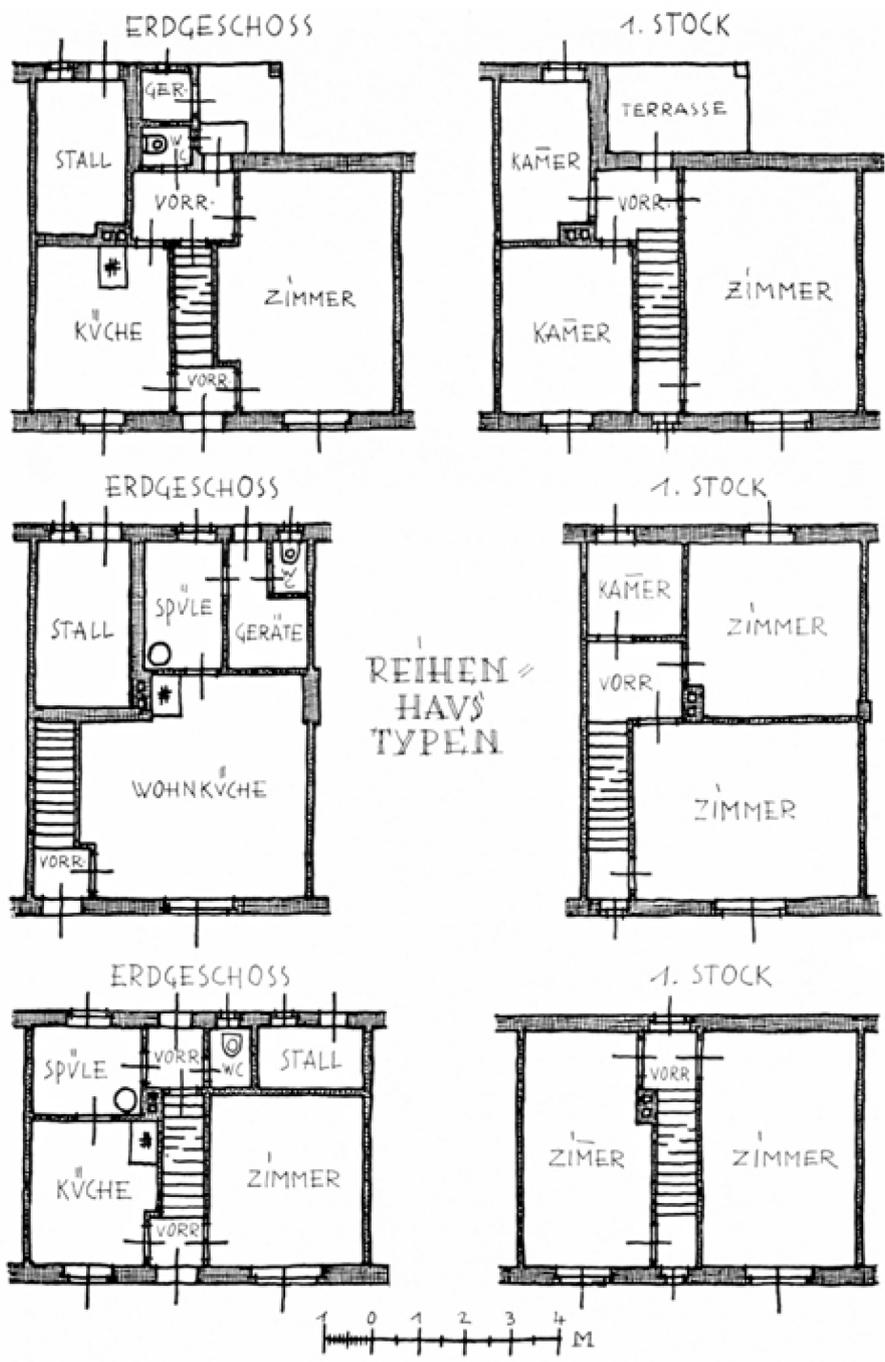


Abb. 1: Reihenhaustypen

Quelle: Kampffmeyer 1927:7

3.3. Die Freihofsiedlung rechtlich

1.) Die Genossenschaft Siedlungsunion

Die Siedlungsunion entstand durch die Zusammenlegung mehrerer kleiner Siedlergenossenschaften im Jahr 1922 und ist heute für die Freihofsiedlung zuständig. Während sie sich vor dem 2. Weltkrieg vorwiegend auf den Bau von Siedlungshäusern beschränkt hatte, begann sie im Zuge des wirtschaftlichen Aufschwungs (1950er Jahre) auch größere Wohnhäuser zu errichten. Die Aufgabe der Siedlungsunion war und ist die Errichtung und Verwaltung von Wohnhausanlagen. Die Siedlungsunion verwaltet nicht nur eigene, sondern auch von der Stadt Wien übertragene Wohnungen. (vgl. www.siedlungsunion.at)

Insgesamt verwaltet die Siedlungsunion heute mehr als 5.000 Wohnungen und Siedlungshäuser. Die Wohnhausanlagen sind aus verwaltungstechnischen Gründen in „Sprengel“ unterteilt. Diese werden von Delegierten⁵, welche sich jährlich zu einer „Generalversammlung“⁶ treffen, vertreten. Neben verwaltungsspezifischen Belangen zählt auch die die Wahl⁷ des Vorstands⁸ und Aufsichtsrats zu ihren Aufgaben. Die Satzung sowie andere wesentliche Bestimmungen können nur durch die Generalversammlung geändert werden. (vgl. Hansen- Schmidt 2007:47ff)

2.) Rechtlicher Rahmen im Wohnalltag

Die Genossenschaft ist um ein gutes soziales Zusammenleben bemüht. Dieses ist durch die Hausordnung, die Gartenordnung sowie durch das sogenannte „ABC des guten Zusammenlebens“ geregelt. Neben zwingenden Vorgaben enthalten diese Schriften auch Empfehlungen und Ratschläge für die Bewohner. (vgl. www.siedlungsunion.at)

Die gesetzlichen Rechte und Pflichten der Bewohner der Freihofsiedlung sind durch die Statuten und das Nutzrecht geregelt. Eine spezielle Regelung gibt es zum Beispiel

⁵ Die Delegierten werden alle drei Jahre im Zuge einer Mitgliederversammlung des betreffenden Sprengels gewählt.

⁶ Im Zuge der Versammlung wird das vergangene Jahr besprochen und gegebenenfalls Beschlüsse gefasst.

⁷ Die Amtszeit beträgt drei Jahre.

⁸ Der Vorstand besteht aus fünf Personen, welche die laufenden Geschäfte führen und die Siedlungsunion nach außen vertreten.

bei der Reihenhausvergabe, welche für die Genossenschaftsmitglieder durch die rechtliche Stellung der sogenannten „Erbmiete“ geregelt ist.

2.1) Die Erbmiete

Obwohl es sich bei der Freihofsiedlung um ein genossenschaftlich verwaltetes Objekt handelt, ist keine Geldeinlage bei dem Erwerb des Nutzungsrechtes über ein Reihenhaus zu tätigen. Dies ergibt sich aus der Entstehungsgeschichte der Siedlung (Eigenbau der Siedler) und den daraus resultierenden Regelungen für den Erbanspruch.

Da die Siedlungstätigkeit zu einem großen Teil von öffentlichen Mitteln abhängig war, schaltete man Siedlergenossenschaften zur Verwaltung ein. Deren Aufgabe war es, den staatlich geförderten Bauaufwand öffentlich zu sichern. Die Genossenschaft trat als gemeinnütziger Eigentümer auf und sollte die privatwirtschaftliche Mobilisierung des Hausbesitzes auf alle Zeit verhindern. Dazu bekamen die Siedler in der Genossenschaftssiedlung die rechtliche Stellung der Erbmiete. (vgl. Zimmerl 2002:83f)

Schon seit ihrer Gründung hat die Genossenschaft die Pflicht, das Mietverhältnis auf die gesetzlichen Erben zu übertragen. Sämtliche Privatisierungsbestrebungen wurden seither von den Siedlungsgenossenschaften weitgehend verhindert, da man eine kaum legitimierbare Begünstigung einzelner Personen auf Kosten der Gesamtheit befürchtete. Dabei ging es nicht nur um die Übertragung von Vermögensbeständen, sondern auch um die damit verbundenen Wertsteigerungsansprüche. Der Siedler besitzt das Recht auf die Nutzung eines Reihenhauses, hat jedoch kein Recht auf Eigentum. Diese Vorstellung legalisierte sich später wohnreformerisch im Nutzrecht. (vgl. Zimmerl 2002:84)

3.) Aktuelle Architektur der Freihofsiedlung

3.1) Renovierungen der Ursubstanz

Da bei der Errichtung der Reihenhäuser ursprünglich auf eine billigere Bauweise sowie günstigere Materialien zurückgegriffen werden musste, waren in den folgenden

Jahrzenten viele Investitionen und Renovierungen notwendig, um die Siedlungen auf den aktuellen Stand zu bringen, bzw. zu halten.

Viele notwendige Arbeiten wurden von der Genossenschaft in Auftrag gegeben und von den Bewohnern über den sogenannten „Erhaltungs- und Verbesserungsbeitrag“, welcher einen Bestandteil des monatlich zu entrichtenden Nutzungsentgeltes darstellt, finanziert. So wurde unter anderem in neue elektrische Zuleitungen, in Fassadendämmung, in neue Dächer und Regenrinnen, u.a. investiert.

Eine Menge anderer Arbeiten wurden von den Bewohnern selbst am eigenen Haus erbracht und finanziert. So wurden zum Beispiel in den meisten Häusern die Festbrennstofföfen durch Zentralheizungen ersetzt, neue Fenster und Türen eingebaut, die Holzböden die mit Schlacke gefüllt waren durch Böden aus Estrich sowie die Zimmerdecken, welche aus Stroh- und Drahtgeflecht bestanden, durch Rigips ersetzt.

3.2) Ausbau der Reihenhäuser

Viele Bewohner haben in eine Erweiterung ihres Reihenhauses investiert. Die Reihenhäuser bieten ursprünglich eine Wohnnutzfläche von rund 50-70m², was auf den ersten Blick nicht wenig erscheint. Da sich diese Wohnfläche jedoch auf zwei Ebenen verteilt, wirken viele Häuser, bezogen auf heutige Standards, „verwinkelt“ und „eng“. Die Zubauten kann man als „Privatvergnügen“ bezeichnen, da der Bewohner sämtliche Kosten zu tragen hat. Im Gegenzug fällt für die neu erbaute Wohnnutzfläche keine Nutzungsentgelterhöhung an.

Die Zubauten bestehen zumeist zum einen aus einem Vorbau, dem sogenannten „Windfang“, dessen Fläche meistens zwischen rund vier und sechs Quadratmeter beträgt sowie zum anderen aus einem gartenseitigen Anbau. Die Wohnraumerweiterungen auf der Rückseite der Häuser variieren je nach individuellen Präferenzen, dem Baurecht des jeweiligen Standorts, den Kapitalmöglichkeiten sowie den flächenmäßigen Gegebenheiten. Die größtmögliche erlaubte Grundfläche, die ein Zubau haben darf beträgt rund 30 m². Hier ergibt sich durch die unterschiedliche Lage der Häuser und ihrer Gartenflächen ein Spielraum von rund 5m². Diese erlaubte Grundfläche darf jeder Nutzungsberechtigte (Bewohner) mindestens auf der Kellerebene sowie auf der ersten Ebene (ebenerdig) verbauen. Bei vielen Häusern ist auch der Zubau einer zweiten Ebene gestattet. Ein Ausbau der dritten Ebene, des Dachbodens, darf nicht vorgenommen werden. Möglich ist jedoch die gartenseitige

Anhebung eines Drittels der Dachfläche des Reihenhausdaches (sogenannte Gaupe) um den Dachboden bequemer als Wohnraum nutzen zu können. Durch die Möglichkeit des Zubaus kann der Bewohner seine Wohnnutzfläche im Idealfall um rund 60m² erweitern (Erdgeschoß und erster Stock) sowie zusätzlich einen bis zu 30m² großen Keller errichten (zählt nicht zur Wohnnutzfläche, kann jedoch baulich als Wohnraum ausgeführt und eingerichtet werden).

3.3.) Kritik an der aktuellen Architektur

Für den Siedlungskomplex hat sich die Bezeichnung „Freihofsiedlung“ vereinfachend eingebürgert, obwohl an der Errichtung wie schon erwähnt, neben der Genossenschaft „Am Freihof“ noch eine weitere Vereinigung sowie die Gemeinde Wien beteiligt waren. Aus diesen Ungeordnetheiten der organisatorischen und entwicklungsgeschichtlichen Hintergründe folgert Raith, dass sie bei raumplanenden Strategien bis heute nachwirken und wahrscheinlich auch bei der Umsetzung zukünftiger Entwicklungsstrategien hinderlich sein werden. (vgl. Raith 1998:128)

Wie schon erwähnt, bestand bei der Errichtung der Anlage der Wunsch nach gestalterischer Harmonisierung unterschiedlicher Ansprüche. In Wien ist dieser städtebauliche Entwurf, der laut Raith auf Camillo Sittes Idee einer „Kunsttechnik“ verweist, einmalig. Da die Kompositionsregeln nach Sitte in der Freihofsiedlung noch teilweise unmittelbar erlebbar und nachvollziehbar sind, hat sie einen besonderen stadtbaugeschichtlichen Stellenwert und Denkmalcharakter. (vgl. Raith 1998:129)

Raith diagnostiziert in der Freihofsiedlung heute stadtgestalterische Defizite, da die ursprünglich durchkalkulierte Gesamtkomposition durch Aus- und Umbauten sowie Renovierungen bereits stark beschädigt wurde. Es besteht ein Konflikt zwischen der Position eines strengen Denkmalschutzes, welcher die Erhaltung der Qualitäten und die daraus folgende gestalterische Geschlossenheit zum Ziel hat, und dem starken Wunsch der Siedler, ihre Reihenhäuser individuell gestalten und erweitern zu dürfen. Für Raith ist es verständlich, dass den Siedlern die Möglichkeit einer baulichen Veränderung zugestanden wurde und wird, jedoch kritisiert er die bisher geltenden Rahmenbedingungen. Er kommt zu dem Schluss, dass bisherige Entwicklungen nicht mehr rückgängig gemacht oder korrigiert werden können, jedoch die zukünftige, laufende Steuerungspraxis für bauliche Veränderungen graduell nachjustiert werden sollte. (vgl. Raith 1998:129,134,139)

IV. Empirischer Teil

1. Forschungsfrage, Datengrundlage und Methodik

Obwohl die Freihofsiedlung mittlerweile seit rund 80 Jahren besteht und sie eine sehr spannende und selten vorzufindende Entstehungsgeschichte vorweisen kann, wurden die Bewohner und ihre Lebensqualität bisher nur wenig als Forschungsobjekt berücksichtigt. Es sind zwar schon einige gut recherchierte und detaillierte Werke über die Entstehungsgeschichte der Freihofsiedlung, der damit in Zusammenhang stehenden Siedlerbewegung sowie dem roten Wien verfasst worden, jedoch fanden die Bewohner und ihr Lebensalltag sowie ihre Lebensqualität darin meist kaum bis keine Erwähnung. Daher eignet sich genau diese Sichtweise, nämlich jene auf die Menschen, für eine soziologische Arbeit.

Die Freihofsiedlung unterscheidet sich in einigen relevanten Punkten von vielen anderen Wohnobjekten und Wohngegenden in Großstädten. Da ich einen umfassenden Überblick darüber erhalten wollte, wie zufrieden die heutigen Bewohner mit ihrer Wohnsituation sind, habe ich meine Forschungsfrage relativ weitläufig formuliert:

Stehen verschiedene Aspekte des Lebens in der Siedlung und ihre Bewertungen im Mittelpunkt und konnten sich die zu ihren Erbauungszeiten definierten großen Zielsetzungen der hohen Lebens- und Wohnqualität, des regen sozialen Austausches und des Vorhandenseins eines angenehmen sozialen Klimas bis heute erhalten?

Neben den Fragen zum Einfluss wichtiger sozialer und demografischer Faktoren wird auch folgenden speziellen Thesen nachgegangen:

Hypothese 1: In der Siedlung herrscht eine allgemeine, überdurchschnittlich hohe Wohnzufriedenheit, die zu einem großen Anteil in ihrer gemeinsamen Geschichte begründet liegt.

Hypothese 2: In der Siedlung herrscht auf Grund der gemeinsamen Geschichte ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl. Dies liegt einerseits in dem schon zu Gründungszeiten definierten Ziel der „Solidarität“ und andererseits in der Fülle an persönlichen Kontakten, die sich durch die Vererbungsform der Häuser ergibt, begründet.

Hypothese 3: Das starke Zusammengehörigkeitsgefühl hat einen positiven Einfluss auf die Empfindung des Sicherheitsgefühls und die Praktiken der Nachbarschaftskontakte.

Hypothese 4: Aus den oben genannten Punkten folgt, dass sich die Bewohner stark an die Siedlung gebunden fühlen.

Um diese Hypothesen mithilfe möglichst vieler Bewohner umfassend beantworten zu können, habe ich mich für eine anonyme, schriftliche, quantitative Befragung mittels Fragebogen entschieden. Da es sich um eine relativ überschaubare Anzahl an Häusern handelt, hatte ich ursprünglich das Vorhaben, einen Fragebogen pro Haus in den 32 Gassen, die auf dem Fragebogen als Antwortkategorien angeführt waren, zu verteilen. Dies hat sich letztendlich als undurchführbar und falsch recherchiert dargestellt, da sich die Liste mit den 32 angeblich zur Freihofsiedlung zugehörigen Gassen als unrichtig herausgestellt hat. Letztendlich hat es sich auch für mich als schwer ersichtlich und nicht eindeutig feststellbar dargestellt, welche Reihenhäuser per Definition „der“ Freihofsiedlung zugeordnet werden können.⁹

Ich habe die Bögen an zwei Tagen in den Postkästen der Reihenhäuser von insgesamt 23 Gassen hinterlegt. Um die Anonymität der Befragungsteilnehmer zu wahren, habe ich zwei provisorische Briefkästen an zwei zentral gelegenen Adressen aufgestellt.

Der Rücklauf dauerte ca. drei Wochen. Insgesamt konnte ich die Daten und Antworten von 191 Befragten auswerten. Die Auswertung erfolgte mittels dem Statistikprogramm SPSS in der Version 17.

⁹ Dieses Problem ergibt sich aus mehreren Umständen. Erstens ist es schwer zu trennen, welche Reihenhäuser von der Gemeinde Wien und welche von der Siedlungsunion verwaltet werden. Noch schwerer wird die Trennung bei der Frage danach, wer welche Reihenhäuser ursprünglich finanziert und erbaut hat. Noch komplizierter wird der Sachverhalt, wenn man die unterschiedlichen Erbauungsphasen der Reihenhäuser berücksichtigt. Die über mehrere Jahre andauernden Erbauungs- und Erweiterungsphasen der Siedlung führten dazu, dass die Reihenhäuser und ihre Bewohner heute verschiedenen Siedlungen mit eigenen Namensbezeichnungen angehören.

2. Der Fragebogen

Der Fragebogen bestand aus 29 Items (28 geschlossene Fragen und eine Frage mit Ergänzungsmöglichkeit). Die Beantwortungsdauer für den Fragebogen betrug ca. 20-30 Minuten.

Die gestellten Fragen behandeln drei Themenblöcke. Die Themenblöcke wurden in dem Fragebogen nicht nacheinander abgefragt, sondern durcheinander aufgelistet.

Themenübersicht

Im folgenden Teil werden die drei Themenblöcke (Wohnzufriedenheit und Wohnunzufriedenheit; Soziales; Identifikation und Bindung) sowie die dazugehörigen Fragen kurz beschrieben.

1.) Wohnzufriedenheit und -unzufriedenheit

In diesen Themenblock fallen mehrere Fragen bzw. Frageblöcke, bei denen die meisten auf einer fünfstufigen Skala zu beantworten waren.

Zu Beginn wurde grundsätzliches behandelt, nämlich wie gerne die Bewohner in Wien, Donaustadt, Kagran und der Freihofsiedlung leben. Diese Frage war auf einer fünfstufigen Skala zu beantworten und ist für die Einschätzung der Zufriedenheit zentral.

Weitere Fragen beschäftigten sich mit der Zufriedenheit mit vorgegebenen Bereichen wie äußere Erscheinung und Gestaltung des Wohnobjekts und der Wohnumgebung sowie nutzungsbedingte Tatbestände.

Drei Fragen betrafen das Sicherheitsgefühl der Befragten. Unterschieden wurde nach dem Sicherheitsgefühl vor Vandalismus, vor Einbruch und Diebstahl sowie an verschiedenen vorgegebenen Orten.

Auch bezüglich ihrer Zufriedenheit mit den infrastrukturellen Einrichtungen in der Nähe der Freihofsiedlung wurden die Bewohner ausführlich befragt. Zu diesem Frageblock zählen insbesondere Fragen, welche die Zufriedenheit mit staatlichen und öffentlichen Institutionen und mit Infrastruktureinrichtungen in der Wohnumgebung betreffen.

Außerdem wurden die Befragten gebeten anzugeben, welche Infrastruktureinrichtungen Sie sich in der Nähe der Freihofsiedlung wünschen. Bei dieser Frage gab es eine Vorgabe an Antwortkategorien sowie Platz für Vermerke der Befragten.

Weiters wurden verschiedene Themen wie Entspannung, Ungestörtheit, Mitbestimmung, Prestige der Siedlung sowie Zufriedenheit mit der Parkplatzsituation abgefragt.

In diesen Themenblock fallen auch Fragen, die explizit die Wohnunzufriedenheit betreffen. So wurden die Befragten gebeten anzugeben, welche „störenden“ Tatbestände auf ihren Garten zutreffen. Zuvor wurde ermittelt, ob den Bewohnern überhaupt daran liegt, einen Garten zu haben.

Außerdem wurden die Befragten nach „störendem“ Lärm gefragt. Es wurden drei Lärmarten unterschieden (Verkehrslärm, Lärm auf der Gasse, Lärm durch die Nachbarn), die die Befragten auf einer fünfstufigen Skala beurteilen sollten.

2.) Soziales: Nachbarschaft, sozialer Status, Zusammenhalt und Gemeinschaftsgefühl

In diesen Themenblock fallen alle Fragen, die die sozialen Aktivitäten und Einstellungen der Bewohner betreffen.

So wurden die Befragten gebeten, sich selbst und ihre Mitbewohner auf einer Skala, die die Schichten der Gesellschaft repräsentierten, einzustufen. Die Befragten wurden auch um ihre Einschätzung bezüglich der Ähnlichkeit der Bewohner hinsichtlich ihrer Interessen und ihrer Lebensweise gebeten.

Ein weiteres Thema war der Bereich Nachbarschaft. Dabei wurden die Befragten um eine Einschätzung der Häufigkeit von dem geringsten nachbarschaftlichen Kontakt, dem grüßen, bis hin zu dem intensivsten, der Freundschaft, gebeten. Als

Zwischenstufen wurden die Kategorien des gegenseitigen Besuchens, der gegenseitigen Hilfe und des miteinander Sprechens befragt.

Zum Abschluss dieses Themenblocks wurden die Befragten um ihre Einschätzung bezüglich des Zusammengehörigkeitsgefühls in der Freihofsiedlung gebeten.

3.) Identifikation und Bindung

Dieser Themenblock behandelt jenen Punkt, in dem sich die Freihofsiedlung grundsätzlich von den meisten anderen Wohngebieten in Wien unterscheidet. Er behandelt die historische Komponente.

Es wird das Thema der persönlichen Bindung und zwar einerseits zu der Freihofsiedlung und andererseits zu dem eigenen Reihenhaus behandelt.

Außerdem fällt in diesen Bereich die Frage nach einem eventuellen Wunsch eines Wohnungswechsels bzw. ob der Befragte mit seiner Entscheidung in die Freihofsiedlung zu ziehen, aus heutiger Sicht zufrieden ist. Weiter wurden die Befragten gefragt, ob sie anderen Leuten die Freihofsiedlung als Wohngegend empfehlen würden.

Zum Abschluss wurden Fragen zu der Geschichte der Freihofsiedlung vorgelegt.

3. Darstellung der Ergebnisse

3.1. Soziodemographische Zusammensetzung der Freihofsiedlung

1) Mikrozensus 2001- Zählbezirk „Freihofsiedlung“

Um zu überprüfen, ob die Stichprobe (191 Personen) mit der tatsächlichen Bevölkerungszusammensetzung (Grundgesamtheit) in der Freihofsiedlung übereinstimmt, eignet sich die Betrachtung der Daten der Volkszählung aus dem Jahr 2001¹⁰ (durchgeführt von der STATISTIK AUSTRIA).

Im Jahr 2001 wohnten demnach insgesamt 4204 Personen in dem Gebiet der Freihofsiedlung, wobei der Frauenanteil höher war als jener der Männer. Dies entspricht 53,3% Frauen und 46,7% Männer. (vgl. http://www.statistik.at/web_de/suchergebnisse/index.html; Volkszählung Hauptergebnisse II:51)

Insgesamt umfasste der „Zählbezirk“¹¹ Freihofsiedlung 2023 Haushalte, davon 2022 Privathaushalte und einen Anstaltshaushalt. Bei der Haushaltsgröße zeigte sich, dass die meisten Personen in Ein- Personen (Prozentanteil: 35,4%) und Zwei- Personen Haushalten (Prozentanteil: 36,5%) leben (Drei- Personen Haushalt: 16,7%, Vier- Personen Haushalt: 8,8%, Fünf- Personen Haushalt: 2,3% Sechs- Personen Haushalt und mehr: 0,4%). Der Durchschnittswert der Personenanzahl pro Privathaushalt betrug 2,1. (vgl. http://www.statistik.at/web_de/suchergebnisse/index.html; Volkszählung Hauptergebnisse II:199)

Rund die Hälfte der Befragten (47,7%) war zu dem Befragungszeitpunkt berufstätig (einschließlich geringfügiger Beschäftigung). Bei den Beschäftigtenzahlen zeigte sich, dass etwas mehr Männer (53,1%- davon 5,1% arbeitssuchend) als Frauen (46,9%- davon 4,2% arbeitssuchend) erwerbstätig waren. (vgl. http://www.statistik.at/web_de/suchergebnisse/index.html; Volkszählung Hauptergebnisse II:51)

¹⁰ Zum Zeitpunkt des Verfassens dieser Arbeit standen keine aktuelleren Daten zur Verfügung.

¹¹ Anmerkung: Das Gebiet der Freihofsiedlung auf denen die Berechnungen des Mikrozensus der STATISTIK AUSTRIA beruhen ist etwas weiter gewählt als jenes meiner Diplomarbeit. (Das Freihofsiedlungsgebiet welches während der Siedlerbewegung entstand umfasst „nur“ 1235 Häuser)

Die Berufe der Bewohner fielen in die Sparten¹² Land- und Forstwirtschaft (19 Personen), Sachgütererzeugung (239 Personen), Energie- und Wasserversorgung (46 Personen), Bauwesen (85 Personen), Handel und Reparatur von Kfz und Gebrauchsgütern (362 Personen), Beherbergungs- und Gaststättenwesen (90 Personen), Verkehr und Nachrichtenübermittlung (165 Personen), Kredit- und Versicherungswesen (121 Personen), Realitätenwesen und Unternehmensdienstleistungen (250 Personen), Öffentliche Verwaltung und Sozialversicherung (202 Personen), Unterrichtswesen (144 Personen), Gesundheits-, Veterinär- und Sozialwesen (131 Personen), Erbringung von sonstigen öffentlichen und persönlichen Dienstleistungen (137 Personen), Private Haushalte (2 Personen) sowie Exterritoriale Organisationen (4 Personen). (vgl. http://www.statistik.at/web_de/suchergebnisse/index.html; Volkszählung Hauptergebnisse II:88)

Im Jahr 2001 wurden in dem Zählbezirk Freihofsiedlung 52,3% Nicht-Erwerbspersonen verzeichnet (davon 31% als „berufslose Einkommensempfänger“ und 21,3% als „Erhaltene“). Zu der Gruppe der „berufslosen Einkommensempfänger“ zählen Personen in Pension sowie Personen mit einem anderen Lebensunterhalt. In der Gruppe der „Erhaltenen“ sind alle Personen ohne eigenem Einkommen verzeichnet (Kinder, Schüler, Studenten und im Haushalt tätige). Bei den Nicht- Erwerbspersonen zeigte sich ein deutlich höherer Frauenanteil (59% Frauen zu 41% Männern). (vgl. http://www.statistik.at/web_de/suchergebnisse/index.html; Volkszählung Hauptergebnisse II:51)

Von den wohnhaften männlichen Personen waren 29,7% unter 30 Jahre alt und 37,9% zwischen 30 und 54 Jahren alt. 32,4% der männlichen Personen waren 55 Jahre und älter. Bei den Frauen waren 25,8% unter 30 Jahre alt, 35,4% zwischen 30 und 54 Jahre alt und 38,8% in der Altersgruppe 55 Jahre und älter. Der Anteil der Altersgruppe der 0-15 Jährigen in dem Gebiet Freihofsiedlung ist von 1991 bis 2001 von 12,8% auf 14,2% gestiegen. Der Anteil der Personen im Alter von 60 Jahren und älter ist von 1991 bis 2001 von 26,2% auf 27,9% gestiegen. (vgl. http://www.statistik.at/web_de/suchergebnisse/index.html; Volkszählung Hauptergebnisse I:56f)

¹²Erwerbspersonen eingeteilt nach wirtschaftlicher Zugehörigkeit (ÖNACE- Abschnitte), n=1997,zuzüglich 9 Personen als erstmals arbeitssuchend verzeichnet

Bei der Betrachtung des Familienstandes zeigt sich, dass die meisten Personen entweder verheiratet (47,2%) oder ledig (33,4%) waren. Weiter waren in dem Zählbezirk Freihofsiedlung 10% der Bewohner geschieden und 9,4% verwitwet. (vgl. http://www.statistik.at/web_de/suchergebnisse/index.html; Volkszählung Hauptergebnisse I:57)

Von den insgesamt 4204 Personen hatten 98,1% die österreichische und 1,9% eine ausländische Staatsbürgerschaft. Bei der Betrachtung des Geburtsorts zeigt sich, dass 92,8% der Personen in Österreich und 7,2% im Ausland geboren wurden. (vgl. http://www.statistik.at/web_de/suchergebnisse/index.html; Volkszählung Hauptergebnisse I:68,78)

2.) Die Stichprobe

Geschlecht, Kinder, Alter

Insgesamt haben 191 Personen an der Umfrage zu der Lebens- und Wohnzufriedenheit in der Freihofsiedlung teilgenommen. Der Fragebogen wurde zu 52% von Frauen und zu 48% von Männern beantwortet. Etwa ein Viertel der Befragten (22,5%) lebten mit einem oder mehreren Kind/ern (Personen unter 18 Jahre) in dem Reihenhaus.

Das bei der Erhebung der Stichprobe festgestellte Geschlechterverhältnis entsprach mit einem Frauenanteil von 53,3% und einem Männeranteil von 46,7% annähernd den im Mikrozensus 2001 festgestellten Werten.

Alter (n=160)

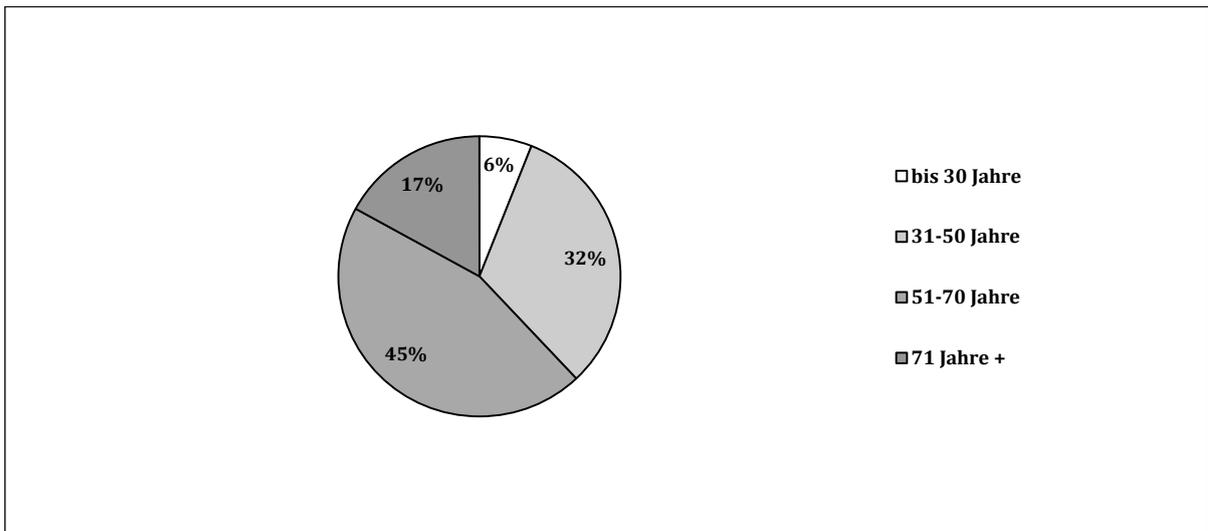


Abb. 2: Alter der Befragten

An der Umfrage haben viele ältere Leute teilgenommen. Nur 5,6% der Befragten waren unter 31 Jahre alt. Etwa ein Drittel der Befragten (32,5%) war zwischen 31 und 50 Jahre alt. Die größte Kategorie bilden die 51 bis 70 Jahre alten Personen mit 45% Anteil an der Stichprobe. Sehr hoch war die Antwortbereitschaft auch in der höchsten Altersklasse (71 Jahre und älter), die 17% der Stichprobe ausmachen.

Bei der Mikrozensususerhebung 2001 waren rund 28% der Personen unter 30 Jahre alt, 36% zwischen 30 und 54 Jahre alt sowie weitere 36% 55 Jahre und älter. Es zeigt sich, dass in der Stichprobe wesentlich mehr ältere Personen vertreten sind als in der 2001 erhobenen Grundgesamtheit.

Höchster Bildungsabschluss (n=185)

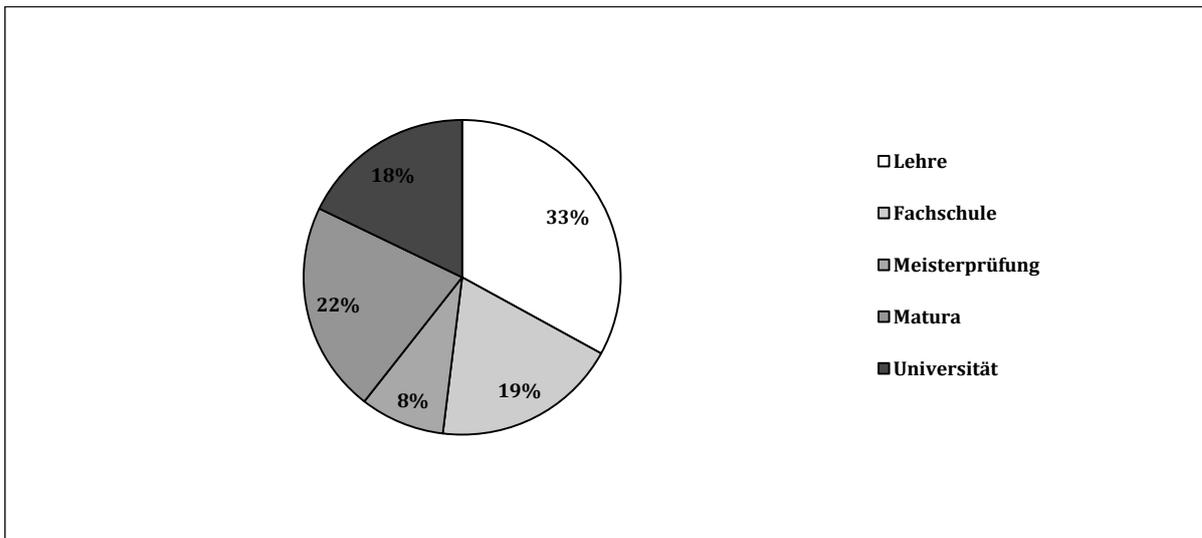


Abb. 3: Höchster Bildungsabschluss

Bei der Frage nach dem höchsten Bildungsabschluss hat ein Drittel der Befragten (33%) einen Lehrabschluss angegeben. 19% der Befragten gaben an, eine Fachschule oder eine berufsbildende mittlere Schule (ohne Matura) absolviert zu haben. Einen Lehrabschluss erweitert durch eine Meisterprüfung haben 9% der Befragten. Eine Matura als höchsten Bildungsabschluss gaben 22%, einen Studienabschluss 18% der Befragten an. Zusammengefasst zeigt sich ein relativ überdurchschnittliches Bildungsniveau in der Stichprobe.

Erwerbstätigkeit

Tab. 1: Häufigkeiten „Erwerbstätigkeit“

	n (Anzahl)	Prozent
Erwerbstätig	86	46,2
Ohne Erwerb	14	7,5
Pension	86	46,2
Gesamt	186	100

In der Stichprobe sind 46% der Befragten erwerbstätig. Dazu zählen Vollzeit- und Teilzeitbeschäftigte sowie geringfügig Beschäftigte. Die 7,5% der Befragten, die zu den momentan nicht erwerbstätigen gezählt werden, beinhalten nicht nur Arbeitssuchende sondern auch Personen, die derzeit in Karenz oder im Haushalt tätig sind. Weitere 46% der Befragten sind in der Pension.

Die Zahlen zur aktiven Erwerbstätigkeit der Stichprobe stimmen mit jenen des Mikrozensus 2001 ziemlich genau überein. In der Stichprobe zählen 46% zu den Beschäftigten, im Mikrozensus 2001 sind es 47,7%.

Die Werte der „Personen ohne Erwerb“ sind nicht vergleichbar, da bei der Stichprobe andere Voraussetzungen für die Zurechnung als beim Mikrozensus 2001 galten.

Da die Personen in Pension bei der Veröffentlichung des Mikrozensus 2001 nicht als eigene Gruppe dargestellt, sondern zu den „berufslosen Einkommensempfängern“ (31%) hinzugezählt wurden, ist der Vergleich mit der Stichprobe etwas unsicher. Diese Gruppe beinhaltet nicht nur Personen in Pension sondern auch „Personen mit anderem Lebensunterhalt“. Da anzunehmen ist, dass nicht viele Menschen in die Kategorie „mit anderem Lebensunterhalt“ fallen, entsprechen vermutlich die 31% mit einem kleinen Abschlag der Anzahl der Personen in Pension. Das heißt, dass der Anteil an Personen in Pension in der Stichprobe mit 46,2% größer ist als im Mikrozensus 2001.

Haushaltsgröße (n=188)

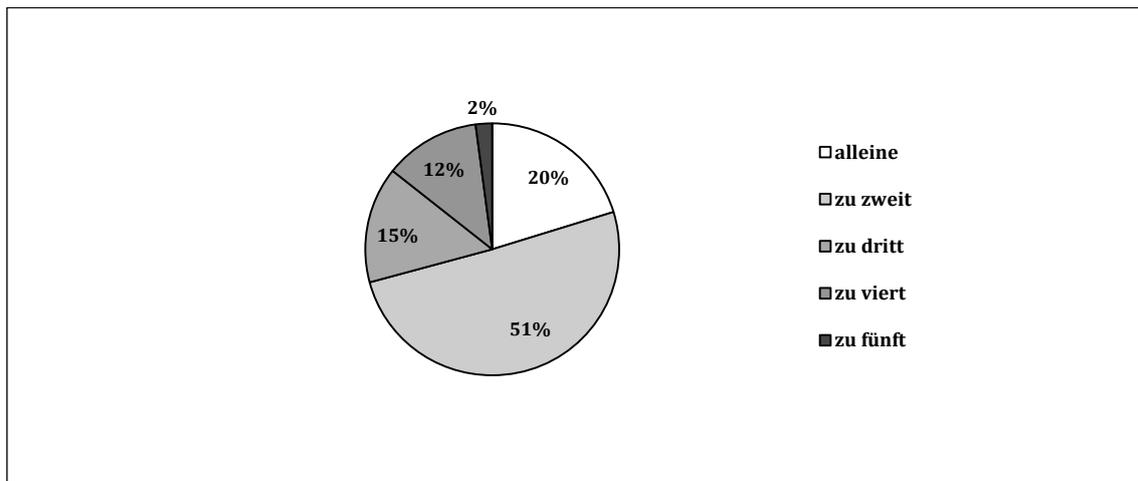


Abb. 4: Anzahl der Bewohner

Rund die Hälfte der Befragten der Freihofsiedlung (50,5%) leben mit einer zweiten Person in dem Reihenhaus. Die zweitgrößte Gruppe, rund ein Fünftel der Befragten, bilden die Alleinlebenden mit 20,2%. Das restliche Drittel (29,3%) beinhaltet jene Befragten, die in Haushalten mit drei bis fünf Bewohnern wohnen (inklusive dem Befragten).

In der Stichprobe befinden sich deutlich weniger Ein-Personen Haushalte als im Mikrozensus 2001 verzeichnet wurden (20,2% Stichprobe zu 35,4% im Jahr 2001). Hingegen befinden sich in der Stichprobe deutlich mehr Zwei- Personen Haushalte als im Mikrozensus 2001 (50,5% Stichprobe zu 36,5% im Jahr 2001). Bei den Haushalten mit mehr Personen (3-5), entsprechen die Werte der Stichprobe annähernd jenen des Mikrozensus.

Um zu überprüfen, ob ein Unterschied in der Haushaltsgröße zwischen Personen in berufsfähigem Alter und jenen in Pension besteht, wird eine Kreuztabelle erstellt.

Tab. 2: Kreuztabelle „Erwerbstätigkeit“ und „Haushaltsgröße“

	Erwerb	Pension	Gesamt
Alleine	12,1%	29,1%	20,0%
Zu zweit	41,4%	60,5%	50,3%
Zu dritt	21,2%	8,1%	15,1%
Zu viert	22,2%	1,2%	12,4%
Zu fünft	3,0%	1,2%	2,2%
Gesamt	100%	100%	100%

Pearson`s r: -0,393, Signifikanz: 0,00

Es wird ersichtlich, dass die befragten Bewohner die in Pension sind, häufiger in kleinen Haushalten (eine oder zwei Person/en) leben als Befragten in erwerbsfähigem Alter. Der Unterschied wird auch durch die Berechnung des Korrelationskoeffizienten nach Pearson mit einer Signifikanz von 0,00¹³ bestätigt.

Familienstand

Bei der Frage nach dem Familienstand zeigt sich, dass zwei Drittel der Befragten (66,3%) mit ihrem Partner zusammenleben (hierzu zählen sowohl Ehen als auch Lebensgemeinschaften). Weitere 6% der Befragten haben einen Partner (Ehe oder Partnerschaft), leben mit diesem aber nicht in einem gemeinsamen Haushalt. Rund 28% der Befragten sind alleinstehend (verwitwet, geschieden, ledig).

Da bei der Erhebung des Mikrozensus 2001 nur die Ehe als Partnerschaft verzeichnet wurde, lassen sich die Werte nicht miteinander vergleichen.

¹³ Liegt in der Statistik bei einem vermuteten Zusammenhang Signifikanz vor, wird darauf geschlossen, dass der durch das Rechenverfahren ermittelte Sachverhalt auch in der Realität vorliegt. Der Wert der Signifikanz sagt aus, ob ein deutlicher und bezeichnender Unterschied zwischen Messgrößen oder Variablen besteht. In der Statistik gilt ein Unterschied als signifikant (und der errechnete Wert als bestätigt bzw. „brauchbar“), wenn der Wert der Signifikanz kleiner als 0,05 ist.

Wohnnutzfläche

Rund ein Drittel der Befragten wohnt in einem Reihenhaus, das bis zu 65m² Wohnnutzfläche hat. Weitere 35% der Bewohner leben in einem Reihenhaus, das eine Wohnnutzfläche zwischen 66 und 80m² bietet. Das letzte Drittel der Bewohner wohnt in einem Reihenhaus, dessen Wohnnutzfläche über 80m² beträgt (n=185).

Da ursprünglich alle Reihenhäuser zwischen rund 40m² und 75m² Wohnnutzfläche hatten bedeutet dieses Ergebnis, dass mindestens 35% der Befragten in einem ausgebauten Reihenhaus wohnen.

Wohndauer (n=174)

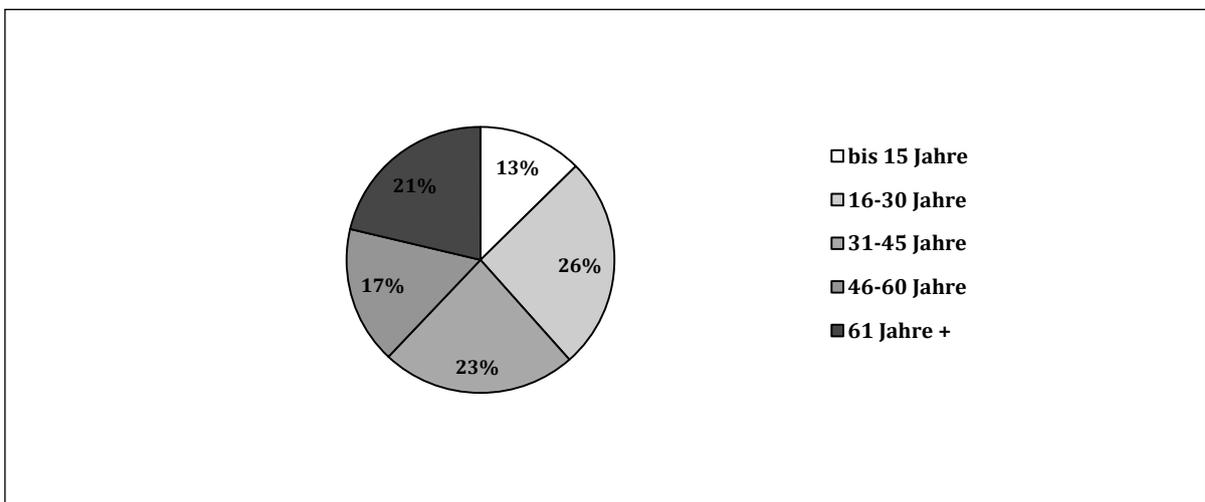


Abb. 5: Wohndauer

Bei der Wohndauer zeigt sich, dass die meisten Befragten schon äußerst lange in der Freihofsiedlung wohnen. So leben etwas mehr als 60% der Befragten schon länger als 30 Jahre dort. Mehr als ein Fünftel der Befragten (21,3%) leben sogar schon länger als 60 Jahre in der Siedlung. Etwa ein Drittel der Befragten (38%) leben erst „kürzer“ (bis 30 Jahre) in der Siedlung.

3.2. Themenschwerpunkt „Wohnzufriedenheit und -unzufriedenheit“

1.) Zufriedenheit mit den Wohnebenen

Da sich das Wohnen über verschiedene soziale Räume erstreckt (die Wohnung bzw. das Haus, das Umfeld des Wohnobjekts, den Stadtteil, die Stadt) wurde bei der Einschätzung der Wohnzufriedenheit zwischen diesen Bereichen unterschieden. (vgl. Flade 2006:15f)

Die Befragten wurden gebeten anzugeben, wie gerne sie in den jeweiligen Bereichen leben. Die „Zufriedenheit“ mit dem Reihenhaus wurde gesondert abgefragt, wobei die Befragten um eine Beurteilung verschiedener Reihenhausbereiche sowie eine Gesamtbeurteilung gebeten wurden. Obwohl beide Frageformulierungen nicht direkt auf die Wohnzufriedenheit verweisen, lassen sie sich doch als Indikatoren dafür überprüfen und vergleichen. Um zu erfahren, ob ein Unterschied in der Beurteilung der einzelnen Ebenen besteht, eignet sich die Betrachtung der Mittelwerte aller Antworten.

Tab. 3: Mittelwerte „Reihenhaus gesamt“ und „Zufriedenheit Wohnbereiche“

	Reihenhaus	Wien	Donaustadt	Kagran	Freihofsiedlung
Anzahl	188	181	177	183	186
Mittelwert	1,8617	1,3536	1,4576	1,3880	1,2688

Antwortskala 1= sehr gerne bzw. sehr gut, 5= nicht gerne bzw. sehr schlecht

Insgesamt wird ersichtlich, dass die Mittelwerte der Beurteilungen in allen Bereichen nahe bei 1 liegen und somit generell eine hohe (Wohn)Zufriedenheit herrscht. Betrachtet man dennoch die geringfügigen Unterschiede dann zeigt sich, dass die Bewohner mit ihrer nächsten Wohnumgebung, der Siedlung, am zufriedensten sind, dicht gefolgt von Wien und Kagran, deren Mittelwerte beinahe gleich liegen. Donaustadt erhält, obwohl im alltäglichen Handeln eigentlich „näher“ bzw. „direkter erlebbar“, schlechtere Bewertungen als Wien. Regelrecht „abgeschlagen“ gegen die anderen Werte, obwohl mit 1,86 immer noch sehr hoch, zeigt sich der Wert der Gesamtbeurteilung des eigenen Reihenhauses. Ein Grund dafür könnte die relativ geringe Wohnnutzfläche jener Reihenhäuser sein, die im ursprünglichen Zustand (ohne Aus- bzw. Zubau) belassen wurden.

Um zu überprüfen, ob die Unterschiede in den Mittelwerten auch statistisch nachgewiesen werden können, wurden t- tests für gepaarte Stichproben durchgeführt. Diese ergeben einen signifikanten Unterschied (0,00) zwischen den Mittelwerten „Wohnzufriedenheit Freihofsiedlung“ und „Reihenhaus gesamt“. Mit Ausnahme der Mittelwertdifferenz der Variablen „Wohnzufriedenheit Kagran“ und „Wohnzufriedenheit Wien“ (Signifikanz: 0,533) weisen alle Mittelwerte einen signifikanten Unterschied (Bsp.: Donaustadt/ Kagran =0,016; Freihofsiedlung/ Kagran = 0,002) auf.

1.1.) Zufriedenheit mit dem eigenen Reihenhaus

Um die Hypothese, dass die Reihenhausgröße Einfluss auf die Gesamtbeurteilung hat, zu überprüfen, wird eine Kreuztabelle mit den Variablen „Hausgröße“ und „Beurteilung des Reihenhauses“ erstellt.

Tab. 4: Kreuztabelle „Beurteilung Reihenhaus gesamt“ und „Hausgröße“

	Bis 65 m2	66-80 m2	81m2 und mehr	Gesamt
Sehr gut	13,5%	31,3%	42,4%	30,2%
Gut	63,5%	48,4%	51,5%	53,8%
Es geht	21,2%	17,2%	6,1%	14,3%
Schlecht	1,9%	3,1%	0,0%	1,6%
Gesamt	100%	100%	100%	100%

n= 182, Pearson`s r: -0,275, Signifkanz: 0,00

Kein Befragter bewertete sein Reihenhaus mit „sehr schlecht“ und lediglich drei mit „schlecht“. Es lässt sich also ablesen, dass die überwiegende Mehrheit zumindest relativ zufrieden mit ihrem Reihenhaus ist. Bei der Betrachtung der Tabelle wird ersichtlich, dass bei steigender Wohnnutzfläche auch häufiger Bestnoten vergeben werden. Der Signifikanztest bestätigt diesen Zusammenhang (0,00).

Tab. 5: Mittelwerte „Beurteilung Reihenhaus gesamt“ nach „Hausgröße“

	Bis 65 m2	66-80 m2	81 m2 und mehr	Gesamt
Mittelwerte Reihenhaus/ Hausgröße	2,1154	1,9219	1,6364	1,8736

Skala 1= sehr gut, 5= sehr schlecht; Signifikanz (Oneway ANOVA): 0,01, Eta- Quadrat: 0,77

Die Vermutung, dass die Größe des Reihenhauses auf die Gesamtbeurteilung bzw. Zufriedenheit Einfluss hat, wird auch durch die Berechnung der Mittelwerte bestätigt. Der Vergleich der Mittelwerte der drei Gruppen mit unterschiedlich großen Wohnflächen zeigt, dass das Reihenhaus umso besser bewertet wird, je mehr Wohnraum es bietet. Während die Durchschnittsbewertung bei Häusern die 65m2 oder kleiner sind bei 2,1 liegt, steigt sie bei jenen mit 66-80m2 bereits auf 1,9 und fällt bei großen Häusern, über 80m2 mit 1,6 deutlich am besten aus.

Der Unterschied der Mittelwerte wird durch die Berechnung einer einfaktoriellen Varianzanalyse (einfaktorielle ANOVA) bestätigt. Es zeigt sich mit einem Signifikanzwert von 0,01, dass zumindest eine signifikante Abweichung zwischen zwei Mittelwerten gefunden wurde. Bei der Betrachtung des Eta- Quadrat Wertes wird jedoch ersichtlich, dass der Faktor Hausgröße lediglich 7,7% der Varianz erklärt und er somit nur geringe Erklärungskraft hat. Die Gesamtbeurteilung des Reihenhauses unterscheidet sich zwar nachweislich in Abhängigkeit von der Hausgröße, jedoch zeigen sich auch Befragte mit weniger Wohnnutzfläche relativ zufrieden, weswegen hier von geringer Erklärungskraft gesprochen wird.

2.) Wohnzufriedenheit und Wohndauer

Es wird häufig beobachtet, dass die Wohnzufriedenheit mit der Wohndauer zunimmt (auch ohne feststellbaren objektiven Veränderungen). Dieses Phänomen erklären viele Forscher mit der sozialpsychologischen Dissonanztheorie. Sie besagt, dass jedes Individuum welches mit seiner Realität unzufrieden ist versucht, bestehende Diskrepanzen zwischen der eigenen Situation und der Wunschvorstellung abzubauen, sich also mit der Situation abzufinden. Durch diese passive Anpassung nimmt das Individuum die Realität im Laufe der Zeit anders wahr und wird „zufriedener“. (vgl. Häußermann/ Siebel 1996:218f)

Es stellt sich die Frage, ob man diese Theorie auch in einem Umkehrschluss deuten kann. Wenn in der betreffenden Siedlung kein Unterschied in der Wohnzufriedenheit mehrerer Befragter, die verschieden lange Wohndauern aufweisen, festgestellt werden kann, lässt das als Hinweis auf eine hohe Wohnzufriedenheit schließen?

Konkret gefragt: Lässt es auf eine hohe Wohnqualität in der Freihofsiedlung schließen, wenn die Einschätzung der Zufriedenheit der Bewohner keinen Zusammenhang mit ihrer Wohndauer aufweist, also entgegen der Dissonanztheorie, nicht zunimmt mit längerer Wohndauer?

Die Testung dieser „Frage“ erscheint in dieser Umfrage gerade deshalb besonders geeignet, da die Befragten eine beträchtliche Wohndauerspanne umfassen (bis „61 Jahre und länger“) über die sie auch noch relativ gleichmäßig verteilt sind.

Tab. 6: Kreuztabelle „Wohnzufriedenheit Freihofsiedlung“ und „Wohndauer“

	1-15 Jahre	16-30 J.	31-45 J.	46-60 J.	61 Jahre +	Gesamt
Sehr Gerne	81,8	70,5%	78,0%	82,1%	75,7%	76,7%
Gerne	13,6%	25,0%	19,5%	17,9%	18,9%	19,8%
Es geht	4,5%	4,5%	2,4%	0,0%	5,4%	3,5%
Gesamt	100%	100%	100%	100%	100%	100%

n=172, Person`s r: -0,015, Signifikanz: 0,848 = nicht signifikant

Es wird ersichtlich, dass in der Freihofsiedlung kein Zusammenhang zwischen der Wohnzufriedenheit und der Wohndauer besteht. Weder die Betrachtung der Werte, noch Pearson`s r lassen auf eine Abhängigkeit der Wohnzufriedenheit von der Wohndauer schließen. Folglich zeigen die Ergebnisse, dass die Inhalte der Dissonanztheorie in dieser Umfrage nicht zutreffen. Man kann demnach auf eine hohe Wohnqualität schließen, da sowohl kürzer als auch länger wohnhafte Personen in relativ gleichem Ausmaß zufrieden bzw. unzufrieden sind.

3.) Zufriedenheit mit verschiedenen Bereichen

3.1) Faktorenanalyse

Bei einer Frage wurden die Befragten gebeten, ihre Zufriedenheit mit verschiedenen, auf die Wohnzufriedenheit einflussnehmenden Bereichen/Tatsachen auf einer fünfstufigen Skala anzugeben. Um herauszufinden, ob verschiedene Faktoren

maßgeblich sind, wurde eine Faktorenanalyse durchgeführt. Sie eignet sich, um die Informationen aus den Items auf eine dichtere Information zu reduzieren.

Das Ergebnis zeigt zwei unabhängige Dimensionen auf, wobei der erste Faktor 35,3% und der zweite Faktor 25,9% der Varianz erklärt. Insgesamt erklären die beiden Faktoren 61% der Varianz (=Streuung) der Variablen.

Tab. 7: Faktorenanalyse „Zufriedenheit mit verschiedenen Bereichen“

Zufriedenheit mit...	1. Faktor:	2. Faktor:
	Privatsphäre	Gemeinschaft
Ungestörtheit mit Familie	0,918	0,130
Ungestörtheit beim Alleine sein	0,910	0,103
Möglichkeiten zum Entspannen	0,652	0,151
Ungestörtheit bei Freizeittätigkeiten	0,637	0,376
Parkmöglichkeiten	0,479	0,173
Ansehen der Siedlung	0,209	0,834
sozialem Zusammenleben	0,169	0,766
Mitbestimmung	0,151	0,756

Extraktionsmethode: Hauptkomponentenanalyse; Rotationsmethode: Varimax mit Kaiser-Normalisierung; 2 Komponenten extrahiert

1. Faktor: Privatsphäre

Der erste Faktor beinhaltet Items, welche vor allem die Ungestörtheit betonen. Personen dieser Antwortgruppe beschäftigen sich vor allem mit den individuellen Entfaltungs- und Gestaltungsmöglichkeiten in der Freihofsiedlung. Auch das Item „Zufriedenheit mit Parkmöglichkeiten“ kann man dieser Gruppe zuzählen. Da in der Freihofsiedlung durch ein vor Ort befindliches Theater („Orpheum“) des Öfteren eine relativ schlechte Parkplatzsituation vorzufinden ist, ärgern sich viele Bewohner häufig darüber, nach längerer Parkplatzsuche weit entfernt von ihrem Reihenhaus parken zu müssen. Aus diesem Hintergrund passt dieses Item (trotz deutlich geringerer Faktorladung) in die Kategorie mit dem Thema „Ungestörtheit“.

2. Faktor: Gemeinschaft

Der zweite Faktor beinhaltet Items, welche vor allem die soziale und gemeinschaftliche Ebene betonen. Die Befragten dieser Antwortgruppe beschäftigen sich eher mit dem Ansehen der Siedlung, dem sozialen Zusammenleben und dem Thema der Mitbestimmung.

4.) Zufriedenheit mit Institutionen und Infrastruktur

4.1.) Faktorenanalyse „Zufriedenheit Infrastruktur“

Die Befragten wurden gebeten, ihre Zufriedenheit mit verschiedenen staatlichen und öffentlichen Institutionen in der Nähe der Siedlung auf einer fünfstufigen Skala einzuordnen. Um zu überprüfen, ob sich bei diesen sechs Institutionen Antwortgruppen (Befragte mit verschiedenen Prioritäten bzw. Antworttendenzen) finden lassen, habe ich eine Faktorenanalyse durchgeführt. Durch die Faktorenanalyse werden zwei Faktoren ersichtlich.

Tab. 8: Faktorenanalyse „Institutionen“

Zufriedenheit mit...	1. Faktor: Kinder	2. Faktor: Gesundheit
Hort	0,913	0,159
Kindergarten	0,860	0,221
Schulen	0,826	0,283
Ärzte	0,205	0,880
Apotheken	0,142	0,859
Ämter	0,315	0,771

Extraktionsmethode: Hauptkomponentenanalyse; Rotationsmethode: Varimax mit Kaiser-Normalisierung; 2 Komponenten extrahiert

1. Faktor: Kinder

Der 1. Faktor beinhaltet Items die die Bildung und Betreuung von Kindern (Hort, Kindergarten, Schule) betreffen.

2. Faktor: Amt und Gesundheit

Bei den Items, die den 2. Faktor bilden, handelt es sich um Institutionen, die vor allem die Gesundheit (Ärzte, Apotheken), aber auch das „alltägliche, geregelte Leben“ (Ämter) betreffen.

4.2.) Zufriedenheit mit infrastrukturellen Einrichtungen

Bei der Bewertung der infrastrukturellen Einrichtungen zeigte sich, dass die befragten Bewohner mit fast allen infrastrukturellen Einrichtungen in der Umgebung der Freihofsiedlung relativ zufrieden sind, wobei die Zufriedenheit mit den öffentlichen Verkehrsmitteln am höchsten war („sehr gut“ 54,2% und „gut“ 31,1%). Die zweitbeste Bewertung erhielten die „Einkaufsmöglichkeiten“ (72,6% „sehr gut“ und „gut“) und nur wenig schlechter fiel die Beurteilung der „Grünflächen“ aus (ebenfalls 72% Zustimmung). Auch im besseren Bewertungsbereich lag die Beurteilung der Sportmöglichkeiten (71% Bestnoten).

Etwas unzufriedener zeigten sich die Befragten mit dem Angebot an „Freizeiteinrichtungen“ und „Cafes und Lokalen“ in der Nähe der Freihofsiedlung. So vergaben „nur“ 54,6% der Befragten bei den „Freizeiteinrichtungen“ die Beurteilung „sehr gut“ (14,9%) und „gut“ (39,7%). Bei der Beurteilung der „Cafes und Lokale“ zeigte sich mit 51,1% positiven Bewertungen die schlechteste Beurteilung bei den infrastrukturellen Einrichtungen in der näheren Wohnumgebung.

4.3.) Infrastrukturwünsche

Bei den vorgegebenen Kategorien zeigte sich, dass der Wunsch nach mehr Nahversorgung von 43,4% der Befragten geäußert wurde und damit ziemlich stark. An zweiter Stelle lag der Wunsch nach mehr Radwegen, den 26,5 der Befragten angaben. Relativ wenig Zuspruch fanden die Ideen des „Jugendzentrums“ und der „Vereins- und Clubräume“, die jeweils von rund 10% der Befragten bejaht wurden.

Neben den vier vorgegebenen Antwortkategorien („Mehr Nahversorgung“, „Jugendzentrum“, „Vereins- und Clubräume“, „Radwege“) konnten die Befragten eigene Wünsche eintragen.

Dabei zeigte sich, dass 15% einen Wunsch äußerten, der sich nicht auf der vorgegebenen Liste befand. Gefordert wurden mehr Parkplätze, Sport- bzw. Spielplätze für Kinder und Jugendliche, Kaffeehäuser, Lokale mit gehobenem Niveau, eine Hundezone, mehr Natur, ein Gasthaus, Einrichtungen für Kultur und Bildung, ein gutes Quartiermanagement, Handwerksbetriebe, mehr Einrichtungen für Ältere, mehr öffentliche Verkehrsmittel bzw. bessere Intervalle, mehr Wachzimmer, ein Postkasten und ein Solarium.

5.) Sicherheit

Sicherheit war schon immer ein wichtiger Indikator für Lebensqualität. Das subjektiv empfundene Sicherheitsgefühl hängt von mehreren Faktoren ab. Hier spielt natürlich auch das Zuhause eine zentrale Rolle. Durch die eigene Behausung (Wohnung, Haus) wird eine gewisse Abgrenzung zur Außenwelt hergestellt. Der Bewohner kann selbst bestimmen, wer Zutritt erhält. Dieser Schutzwert des eigenen Zuhauses wird auch auf rechtlicher Ebene untermauert. Es wird zwischen dem objektiven und dem subjektiven Sicherheitsgefühl unterschieden. Fest steht, je höher das Sicherheitsgefühl ist, desto höher ist die Lebensqualität. (vgl. Kiennast 2010:12,14)

Eine Umfrage zu dem Thema Sicherheit des Kuratoriums für Verkehrssicherheit im Jahr 2009 ergab, dass unter der österreichischen Bevölkerung ein relativ hohes Sicherheitsgefühl vorherrscht. So gaben 63% der Befragten an, sich vor Kriminalität sicher zu fühlen. Bei der Frage nach den verschiedenen Ausprägungen der Kriminalität zeigte sich, dass die Angst vor „Verlust“ von Eigentum am weitesten verbreitet war, wobei die Angst vor Einbruchsdiebstahl mit 10% am häufigsten genannt wurde. (www.kfv.at, vgl. Kiennast 2010:17)

Bei der polizeilichen Kriminalstatistik Österreichs aus dem Jahr 2009 wies der Bezirk Donaustadt im Vergleich Wiens relativ hohe Einbruchszahlen auf. Wird bei dieser Auswertung jedoch die Einwohnerzahl berücksichtigt, zeigt sich, dass der 22. Bezirk zu den einbruchsschwächsten in Wien zählte. Er befand sich im Vergleich mit allen 23 Bezirken Wiens im letzten Drittel. (vgl. Kiennast 2010:16,50).

Bei der Frage nach dem Sicherheitsgefühl wurden die Bewohner der Freihofsiedlung gefragt, wie sicher sie sich innerhalb der Freihofsiedlung vor den Delikten Einbruch/Diebstahl und Vandalismus fühlen. Weiters wurden nach dem Sicherheitsempfinden in verschiedenen Gebieten gefragt.

5.1.) Einbruch/Diebstahl

Tab. 9: Häufigkeiten „Sicherheitsgefühl Einbruch/Diebstahl“

	n (Anzahl)	Prozent
Sehr sicher	4	2,1
Sicher	47	24,7
Mittelmäßig	85	44,7
Wenig sicher	39	20,5
Nicht sicher	15	7,9

n=190

Auf die Frage nach dem Sicherheitsgefühl bezogen auf Einbruch/Diebstahl zeigte sich, dass sich der überwiegende Teil der Bewohner der Freihofsiedlung relativ sicher fühlt. Zwar fühlen sich lediglich 2,1% „sehr sicher“, jedoch sind über 70% („sicher“ und „mittelmäßig sicher“) der Bewohner der Freihofsiedlung mit der Sicherheitslage relativ zufrieden. Dem gegenüber fühlen sich 20,5% der Befragten „wenig sicher“ und 7,9% „nicht sicher“, womit über 28% der Befragten mit der Sicherheitslage unzufrieden sind.

Um zu überprüfen ob das Alter der Befragten einen Einfluss auf die Beurteilung der Sicherheitslage bzw. persönliche Ängste hat, habe ich die Variable Sicherheitsgefühl mit dem Alter gekreuzt.

Tab. 10: Kreuztabelle „Alter“ und „Sicherheitsgefühl Einbruch/Diebstahl“

		Bis 30 Jahre	31-50 Jahre	51-70 Jahre	71 Jahre +	Gesamt
Sicher						
(sehr sicher)	sicher+	44,4%	29,4%	25,0%	7,4%	24,5%
Mittelmäßig						
		44,4%	51,0%	44,4%	44,4%	46,5%
Wenig sicher						
(wenig sicher)	+nicht sicher	11,1%	19,6%	30,6%	48,1%	28,9%
Gesamt		100%	100%	100%	100%	100%

n=159, Pearson`s r: 0,255, Signifkanz (Pearson): 0,001

Es zeigt sich eindeutig, dass sich die jüngeren Befragten (bis 50 Jahre) sicherer vor Einbruch und Diebstahl fühlen als die älteren Befragten (51 Jahre und älter). Während bei den beiden jüngeren Altersgruppen (bis 50 Jahre) der überwiegende Teil der Antworten in den Bereichen „Sicher“ und „Mittelmäßig“ liegen, zeigt sich bei den älteren Altersgruppen (51 Jahre und älter), dass der Anteil an Befragten die sich „wenig sicher“ fühlen sogar höher ist als jener die sich „sicher“ fühlen.

Zusammengefasst lässt sich feststellen, dass das subjektiv empfundene Sicherheitsgefühl der Bewohner der Freihofsiedlung mit dem Alter abzunehmen scheint, das heißt, je älter ein Bewohner ist, desto unsicherer fühlt er sich. Der Wert der Signifikanz (0,001) bestätigt, dass es zwischen den Altersgruppen einen hoch signifikanten Unterschied im Sicherheitsempfinden gibt.

5.2.) Sicherheitsgefühl Vandalismus

Tab. 11: Häufigkeiten „Sicherheitsgefühl vor Vandalismus“

	Häufigkeit	Prozent
Sehr sicher	19	10,1
Sicher	79	42,0
Mittelmäßig	75	39,9
Wenig sicher	11	5,9
Nicht sicher	4	2,1

n=188

Bei der Frage nach dem Sicherheitsgefühl bezogen auf Vandalismus zeigt sich, dass der Großteil der Bewohner keinen Vandalismus fürchtet. So fühlen sich mehr als die Hälfte der Bewohner „(sehr) sicher“ (52,1%). Addiert man dazu noch jene, die sich „mittelmäßig sicher“ fühlen, so erhält man insgesamt 92% der Befragten, die mit der Sicherheitslage bezogen auf Vandalismus zufrieden sind. 8% der Befragten fürchten Vandalismus, wobei 2,1% davon sich „nicht sicher“ fühlen. Insgesamt zeigt sich, dass die Bewohner Vandalismus um einiges weniger fürchten als Einbruch/Diebstahl.

Um den Vergleich zu vervollständigen wurde der Einfluss des Alters auf die Angst vor Vandalismus getestet. Im Unterschied zu der Angst vor Einbruch/Diebstahl, zeigen sich jedoch bei der Angst vor Vandalismus weder bei der Betrachtung der Kreuztabelle noch bei der Berechnung des Korrelationskoeffizienten nach Pearson Unterschiede zwischen den Altersgruppen.

5.3.) Sicherheitsgefühl in der Wohnumgebung

Die Befragten wurden gebeten, ihr Sicherheitsgefühl in verschiedenen Wohn- bzw. Lebensräumen anzugeben. Ziel war es, mögliche Unterschiede in dem subjektiv empfundenen Sicherheitsgefühl in den jeweiligen Ebenen (die Freihofsiedlung, die nahegelegenen Grünanlagen, Kagra, Donaustadt und Wien), festzustellen. Die folgende Tabelle stellt die Mittelwerte im Sicherheitsempfinden dar.

Tab. 12: Mittelwerte „Sicherheitsgefühl in Wohnebenen“

	Mittelwert
Nahe Grünanlagen	2,3838
Freihofsiedlung	2,4105
Kagra	2,4444
Donaustadt	2,6243
Wien	2,7619

Es zeigt sich, dass das Sicherheitsempfinden in den nahe gelegenen Grünanlagen am höchsten war, gefolgt von dem Gebiet der Freihofsiedlung. Schon etwas weniger sicher fühlten sich die befragten Bewohner in Kagra und in Donaustadt. Am wenigsten sicher fühlten sie sich in Wien. Das subjektiv empfundene Sicherheitsgefühl nimmt also eindeutig mit der Entfernung von dem lokalsten Wohnort (dem eigenen Reihenhaus) ab.

6.) Regressionsmodell Wohnzufriedenheit

Mittels der Regressionsanalyse wird der Einfluss (das Vorhandensein, die Stärke und die Richtung) mehrerer unabhängiger Variablen auf eine abhängige Variable in einem gemeinsamen Modell untersucht. Da das Ziel der vorliegenden Arbeit das Herausarbeiten der auf die Wohnzufriedenheit einflussnehmenden Faktoren ist, wurde die Variable „Wohnzufriedenheit in der Freihofsiedlung“ als abhängige festgelegt.

Es wurden mehrere Regressionsmodelle (multiple, lineare Regression nach dem Einschussverfahren) mit der unabhängigen Variable „Wohnzufriedenheit in der Freihofsiedlung“ berechnet, wobei verschiedene abhängige Variablenkombinationen getestet wurden. Dabei zeigte sich, dass die Wohnzufriedenheit bei dieser Umfrage außerordentlich wenig von den soziodemografischen Variablen abhängt. So spielten zum Beispiel das Geschlecht, die Haushaltsgröße oder die Bildung der Befragten kaum bis gar keine Rolle bei der Einschätzung der Wohnzufriedenheit. Im Folgenden wird das Modell mit der größten Erklärungskraft vorgestellt.

Als auf die Wohnzufriedenheit einflussnehmende Faktoren wurden die „Zufriedenheit mit dem Reihenhaus (Gesamtbeurteilung)“, das „Sicherheitsgefühl in der Freihofsiedlung“, das „Zusammengehörigkeitsgefühl“ und das „Alter der Befragten“ einbezogen.

Bei der Betrachtung des Durbin- Watson- Test, welcher sich auf die Prüfung einer möglichen Autokorrelation beschränkt, wird mit 2,030 ein optimales Ergebnis ersichtlich. Es herrscht somit keine Autokorrelation und die Modellvoraussetzungen sind erfüllt.

Das korrigierte Bestimmtheitsmaß ist ein Maß für die Güte der Vorhersagequalität. In diesem Fall hat es einen Wert von 0,306, was bedeutet, dass durch die unabhängigen Variablen insgesamt 30,6% der Variable „Wohnzufriedenheit“ erklärt werden.

Der Wert der Signifikanz (F-Test) von 0,00 sagt aus, dass das ausgewiesene Wahrscheinlichkeitsniveau kleiner ist als die Irrtumswahrscheinlichkeit und das Modell daher einen Erklärungsbeitrag liefert.

Tab. 13: Regressionskoeffizienten „Wohnzufriedenheitsmodell“

	Beta	Signifikanz
Zusammengehörigkeitsgefühl	0,275 □ □ □	0,000
Sicherheitsgefühl	0,130	0,078
Reihenhauszufriedenheit	0,370 □ □	0,000
Alter der Befragten	0,048	0,118

n=151; Methode: Einschuss; R²:0,306

Bei der Betrachtung der Regressionskoeffizienten (Beta) wird ersichtlich, dass die Reihenhauszufriedenheit den höchsten Wert hat und damit die bedeutsamste Variable,

also jene mit dem meisten Erklärungswert in Bezug auf die Wohnzufriedenheit, darstellt.

Auch die Variable Zusammengehörigkeitsgefühl hat im Vergleich mit den anderen einen relativ hohen Betawert und damit Einfluss auf die Wohnzufriedenheit.

Da Beta einen Wertebereich von 0-1 haben kann, ist der Einfluss der Variable „Reihenhauszufriedenheit“ mit einem Beta- Wert von 0,370 mittelmäßig stark, jener der Variable „Zusammengehörigkeitsgefühl“ mit 0,275 etwas schwächer, jedoch statistisch nachweisbar. Das Vorzeichen der Betawerte ist positiv¹⁴.

Es zeigt sich, dass die Zufriedenheit mit dem Reihenhaus und die Empfindung eines Zusammengehörigkeitsgefühls einen positiven Einfluss auf die Wohnzufriedenheit haben. Jemand der mit seinem Haus und seiner Nachbarschaft zufriedener ist, beurteilt seine Wohnsituation besser, als jemand, der in diesen Bereichen unzufriedener ist.

¹⁴Richtung der Antwortkategorien: Positiver Zusammenhang= Je höher das eine, desto höher das andere. Je niedriger das eine, desto niedriger das andere. Bsp: Bei beiden Fragen bedeutet 1= Zustimmung und 5= Ablehnung.

3.3. Themenschwerpunkt „Soziales“

1) Die soziale Schicht

1.)Begriffserklärungen

1.1) „Soziale Schichtung“

Laut Schelsky ist der Begriff der sozialen Schichtung eine rein formal- soziologische Grundkategorie. (vgl. Dahrendorf, Ralf in Solga et al. 2009:211)

„Jede beliebige menschliche Gesellschaft (und, in der Tat, jede genügend große formelle oder informelle Gruppe) kennt nach gewissen Kriterien gebildete Einheiten, die durch übereinstimmende Merkmale von anderen Einheiten in einer solchen Weise abgegrenzt sind, daß sie als entweder über oder unter diesen liegend bestimmt werden können. Soziale Schichtung ist ein funktioneller Imperativ menschlicher Gesellschaft.“ (Dahrendorf, Ralf in Solga et al. 2009:211f)

Die unterschiedlichen Schichten können durch Kategorien wie Einkommen, Prestige, politische und wirtschaftliche Macht, Beruf, Selbstidentifizierung, Exklusivität persönlicher Kontakte, Freizeitbetätigungen, usw. abgegrenzt werden. (vgl. Dahrendorf, Ralf in Solga et al. 2009:212)

Von dem Begriff der „sozialen Schicht“ ist jener der „sozialen Klasse“ zu unterscheiden, da ersterer im Gegensatz zu zweitem nur beschreibend ist und keinen wissenschaftlichen Beitrag liefert. (vgl. Dahrendorf, Ralf in Solga et al. 2009:213)

1.2.) „Sozialer Status“

„Er bezeichnet die Lage bzw. Position einer Person, die sie im Hinblick auf bestimmte soziale relevante Merkmale im Verhältnis zu anderen Personen einer Gesellschaft einnimmt... Je nach dem Kriterium das für die Statusbestimmung entscheidend ist, wird unterschieden z.B. Abstammungs-, Berufs-, Einkommens-, Konsum-, Bildungsstatus.“ (Hillmann 1994:839)

Durch die Theoriediskussion in den USA wandelte sich Webers Begriff „Stand“ zu „Status“. Nach der Einführung dieses Begriffs durch Ralph Linton, hat er sich in der soziologischen Ungleichheitsforschung allgemein durchgesetzt. (vgl. Thieme, Frank in Korte/Schäfers 2002:193)

„Er bezeichnet- ganz nach Weber- den Aspekt der „spezifischen sozialen Einschätzung“, gleich ob negativ oder positiv, den Menschen entsprechend der Wahrnehmung durch andere oder- wiederum sozial vermittelt- in Bezug auf sich selber haben..“ (Thieme, Frank in Korte/ Schäfers 2002:193)

Die spätere Erweiterung des Anwendungsbereiches des Begriffes bezog „Status“ zu jeder sozialen Position mit ein, wobei Position als Schnittpunkt sozialer Beziehungen definiert ist. (vgl. Thieme, Frank in Korte/ Schäfers 2002:193)

2.) „Soziale Schichten“ in der Freihofsiedlung

Zur Behandlung des Themas der „sozialen Schicht“ in der Freihofsiedlung wurde als Methode die Selbsteinstufung gewählt, da es Ziel war herauszufinden, wie sich die Bewohner einerseits selbst und andererseits gegenseitig empfinden und wahrnehmen.

So wurden die Befragten gebeten, zuerst ihre eigene Schichtzugehörigkeit und danach jene ihrer Nachbarn auf einer 7-stufigen Skala einzuschätzen. Die Skala wurde aus Gründen des Aufbaus des klassischen Schichtmodells siebenstufig gewählt (Untere und Obere Unterschicht; Untere, Mittlere und Obere Mittelschicht; Untere und Obere Oberschicht), wobei dies in dem Fragebogen durch die Beschreibung „obere, mittlere und untere Gruppe“ umgesetzt wurde (Skala 1= ganz oben, 7= ganz unten).

2.1.) Selbsteinstufung der Schichtzugehörigkeit

Bei der Selbsteinstufung zeigt sich, dass sich kein Befragter in die beiden „niedrigsten“ Schichten (6 und 7) einordnete. Mehr als die Hälfte der Befragten sah sich in der 3. Gruppe, welche laut Schichtmodell der „oberen Mittelschicht“ entspricht. Der Großteil der übrigen Befragten beurteilte sich entweder eine Stufe höher (Stufe 2 „Untere Oberschicht“: 18,1%) oder eine Stufe niedriger (Stufe 4 „Mittlere Mittelschicht“: 23,9%).

Nur eine kleine Gruppe der befragten Bewohner zählte sich ganz oben (Stufe 1 „Obere Oberschicht“: 2,7%) oder relativ weit unten (Stufe 5 „Untere Mittelschicht“: 3,2%) dazu.

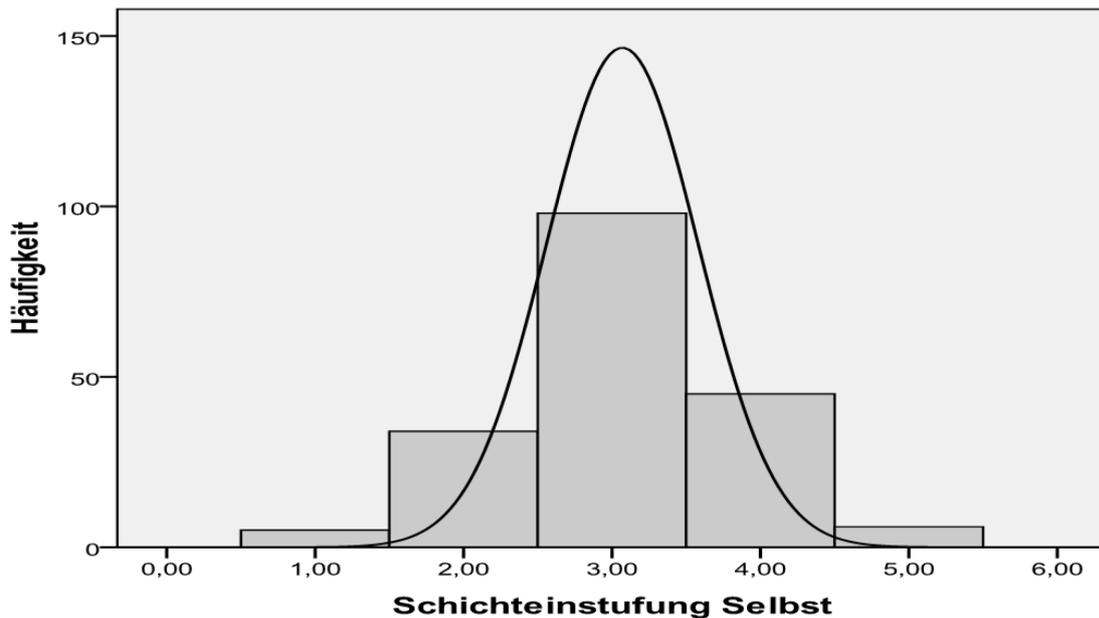


Abb. 6: Selbsteinstufung der Schichtzugehörigkeit

In dem Diagramm wird die gleichmäßige Verteilung der Antworten sehr gut ersichtlich. Der Schwerpunkt der Antworten lag auf Gruppe 3. Die anderen Antworten teilten sich gleichmäßig auf die Gruppen um den Schwerpunkt auf.

2.2.) Schichteinstufung der Mitbewohner

Es zeigt sich, dass die Befragten ihre Mitbewohner vor allem in die Gruppen 3 (45,9%) und 4 (40,9%) einordneten, was der „oberen“ und „mittleren“ Mittelschicht entsprechen würde. Während sich bei der Selbsteinstufung 39 befragte Bewohner zu den oberen Gruppen („Obere Oberschicht“ und „Untere Oberschicht“) zählten, sahen bei der Einstufung der Mitbewohner nur 10 Personen ihre Mitbewohner in den oberen Schichten. In einem ähnlich geringen Ausmaß wie die Einschätzung der Mitbewohner zu der Oberschicht fiel jedoch auch die Zuteilung zu den unteren Schichten aus. So zählten lediglich 14 befragte Bewohner ihre Mitbewohner zu den Gruppen 5 und 6 („Obere Unterschicht“ und „Untere Mittelschicht“).

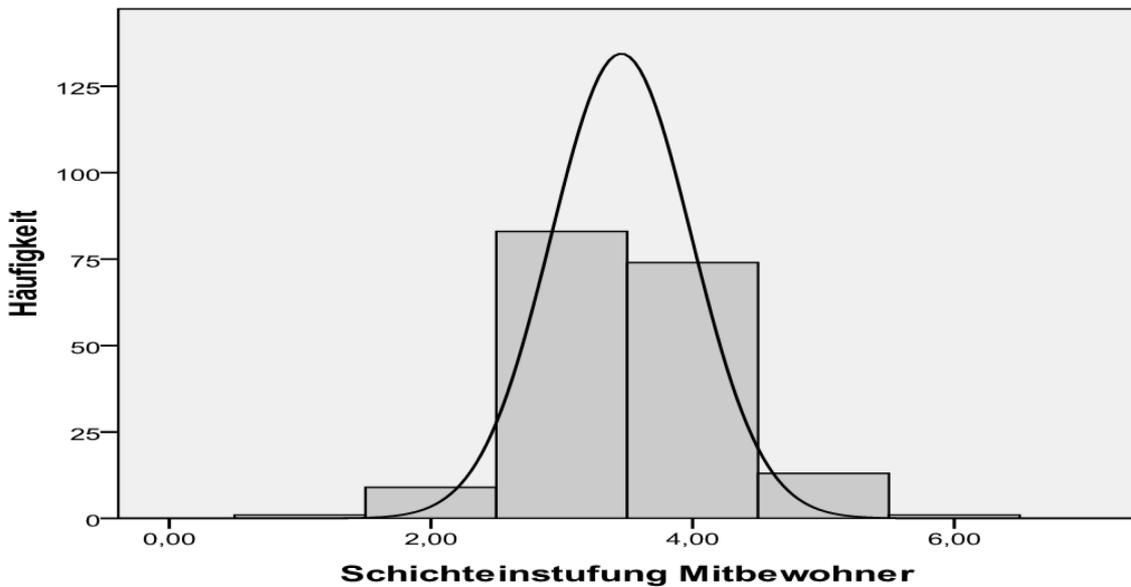


Abb. 7: Schichteinstufung Mitbewohner

In dem Diagramm wird ersichtlich, dass der Schwerpunkt der Einschätzungen eindeutig auf den Gruppen 3 und 4 („Untere Mittelschicht“ und „Mittlere Mittelschicht“) lag. Die anderen Antworten teilten sich relativ gleichmäßig in geringer Fallzahl auf die anderen Gruppen auf.

2.3.) Mittelwerte der Schichteinstufungen

Im nächsten Schritt soll ersichtlich gemacht werden, ob sich die Befragten Selbst besser einstufen als ihre Mitbewohner. Dazu eignet sich wieder die Berechnung der Mittelwerte.

Tab. 14: Mittelwerte Schichteinstufung

	Schichteinstufung Mitbewohner	Schichteinstufung Selbst
Mittelwert	3,5083	3,0691

Bei der Betrachtung der Mittelwerte wird ersichtlich, dass sich die Befragten selbst im Durchschnitt um rund 0,4 höher bewerteten als ihre Mitbewohner. Während der Durchschnitt der Bewertungen der Selbsteinstufung bei rund 3,1 liegt („Obere

Mittelschicht“), liegt er bei der Schichteinstufung der Mitbewohner bei rund 3,5 (zwischen „Obere Mittelschicht“ und „Mittlere Mittelschicht“).

Um zu überprüfen, ob der Unterschied in den Mittelwerten auch statistisch belegbar ist, wurde ein t-test für gepaarte Stichproben berechnet. Dieser bestätigt mit 0,00 einen hochsignifikanten Unterschied zwischen den beiden Gruppen.

Obwohl sich die Befragten selbst besser bewerteten und der Unterschied statistisch nachweisbar ist, sollte man die Ergebnisse nicht als „groben, bzw. großen“ Unterschied interpretieren. Dass auch die Nachbarschaft von einem Großteil der Befragten in eine relativ hohe Schicht, ziemlich nahe bei der eigenen eingeschätzt wurde, spricht für eine gutes „Wir- Gefühl“ einerseits und wahrscheinlich auch für eine ziemlich homogene Zusammensetzung der Nachbarschaft andererseits.

Um zu überprüfen, ob es einen Unterschied in der Schichteinstufung nach Geschlechtern gibt, wurde ein Mittelwertvergleich berechnet.

Tab. 15: Mittelwerte der „Schichteinstufungen“ nach „Geschlecht“

Geschlecht		Schichteinstufung Mitbewohner	Schichteinstufung Selbst
Männlich	Mittelwert	3,3902	3,1190
Weiblich	Mittelwert	3,6092	3,0659

Schichteinstufung Mitbewohner/Geschlecht: Eta: 0,147, Eta-Quadrat: 0,021, Signifikanz (ANOVA): 0,057; Schichteinstufung Selbst/Geschlecht: Eta: 0,034, E Eta- Quadrat: 0,001, Signifikanz (ANOVA): 0,658

Es zeigt sich, dass männliche Befragte die Nachbarschaft etwas besser einstufen als weibliche Befragte. So liegt der Mittelwert der Bewertungen der Nachbarschaft durch die Männer bei rund 3,4 und bei Frauen bei rund 3,6. Die Selbsteinstufung fiel hingegen bei den Frauen mit rund 3,0 besser aus als bei den Männern mit rund 3,1. Im Vergleich zu den Männern schätzen sich Frauen demnach selbst besser bzw. höher ein und bewerten die Nachbarn schlechter. Die Spanne zwischen Selbst- und Nachbarschaftseinstufung ist daher bei den Frauen mit rund 0,6 wesentlich größer als jene der Männer mit 0,3.

Dieser Unterschied konnte durch die durchgeführten Signifikanztests nicht bestätigt werden. Während jedoch bei der Selbsteinstufung der Schicht überhaupt keine Abhängigkeit vom Geschlecht gefunden wurde, weist der Unterschied in der Einstufung der Mitbewohner durch die Geschlechter aufgrund der nahen Befindlichkeit des Wertes beim zulässigen Signifikanzniveau eine „Fast- Signifikanz“ auf.

2) Zusammenleben

Aus den statistischen Erkenntnissen der Schichteinstufungen lässt sich schließen, dass sich die Bewohner sehr wahrscheinlich als relativ homogene Gruppe (zumindest in Bezug auf die sozialen Schichten) wahrnehmen.

2.1.) Lebensweise

Um zu testen, ob es einen positiven Einfluss auf die Empfindung des sozialen Zusammenlebens hat, wenn die Bewohner sich als ähnlich hinsichtlich ihrer Interessen und Lebensweisen wahrnehmen wurde der Korrelationskoeffizient nach Pearson berechnet.

Das Ergebnis zeigt mit einem Wert von 0,245 und einer Signifikanz von 0,01, dass die Antworten auf diese beiden Fragen miteinander korrelieren und das Ergebnis signifikant ist. Ein Befragter der die Mitbewohner der Freihofsiedlung hinsichtlich ihrer Interessen und Lebensweise als ähnlich empfindet ist zufriedener mit dem sozialen Zusammenleben als Befragte, die die Bewohner als unterschiedlicher wahrnehmen. Das gleiche gilt umgekehrt formuliert: Ein Befragter der zufrieden mit dem sozialen Zusammenleben in der Freihofsiedlung ist, empfindet die Bewohner ähnlicher hinsichtlich ihrer Interessen und Lebensweisen als Befragte, die mit dem Zusammenleben weniger zufrieden sind.

2.2.) Ausformungen der Nachbarschaft

Die Befragten wurden gebeten, anzugeben, ob bzw. wie oft fünf vorgegebene Formen des nachbarschaftlichen Kontakts auf sie und ihre Umgebung zutreffen. (Skala 1=sehr oft, 5= nie) Um den Zuspruch zu diesen fünf Formen des Nachbarschaftskontakts

übersichtlich darstellen und vergleichen zu können, wurden die Antworten in den Kategorien „sehr oft“ und „oft“ addiert.

Tab. 16: Häufigkeit der „Formen der Nachbarschaft“

	„sehr oft“ und „oft“
Grüßen der Nachbarn	95%
Reden mit Nachbarn	74%
Helfen Nachbarn	51%
Befreundet mit Nachbarn	35%
Besuchen Nachbarn	22%

Es zeigt sich, dass nahezu alle Befragten ihre Nachbarn grüßen (95%). An zweiter Stelle liegt das „Reden mit den Nachbarn“ mit einer Häufigkeit von 74%. Auch die nachbarschaftliche Hilfe zeigt mit 51% Zuspruch einen relativ hohen Stellenwert in der nachbarschaftlichen Praxis. Die Kategorien der „Freundschaft“ (35%) und des „gegenseitigen Besuchs“ (22%) sind seltener, jedoch als durchaus positives und beachtliches Ergebnis zu bewerten. Insgesamt lassen die Ergebnisse auf eine recht „harmonische Nachbarschaft“ mit relativ „regem“ Nachbarschaftsaustausch schließen.

3.4. Themenschwerpunkt „Identifikation und Bindung“

1.) Bindung an die Freihofsiedlung

Eine Häufigkeitsauszählung der Antworten zeigt, dass die große Mehrheit der befragten Bewohner der Freihofsiedlung eine Bindung zu der Siedlung empfindet. So fühlen fast 70% der Befragten eine hohe (sehr hoch + hoch) und weitere 24% eine mittelmäßige Bindung. Lediglich 14 Befragte gaben an, „wenig“ (3,7%) oder „gar keine“ (3,7%) Bindung zu der Freihofsiedlung zu haben.

Trotz der generell starken Bindung bleibt die Frage spannend, ob die Wohndauer einen Einfluss auf dieses Empfinden hat.

Tab. 17: Kreuztabelle „Bindung Freihofsiedlung“ und „Wohndauer“

	Bis 15 Jahre	16-30 Jahre	31-45 Jahre	46-60 Jahre	61 Jahre +	Gesamt
Hoch (sehr hoch+ hoch)	59,1%	51,1%	75,6%	86,2%	83,8%	70,7%
Mittelmäßig	31,8%	42,2%	17,1%	10,3%	13,5%	23,6%
Niedrig (wenig + gar nicht)	9,1%	6,7%	7,3%	3,4%	2,7%	5,7%
Gesamt	100%	100%	100%	100%	100%	100%

n=174, Pearson`s r: -0,299, Signifikanz: 0,000

Bei der Betrachtung der Werte der Kreuztabelle wird ersichtlich, dass die Bindung zu der Siedlung tatsächlich mit der Wohndauer zusammenhängt. Es lässt sich ablesen, dass die Bindung mit längerer Wohndauer zunimmt (im Unterschied zur Wohnzufriedenheit, die von der Wohndauer unabhängig war, vgl. Tab. 6). Der Anteil an Befragten deren Bindung zu der Siedlung hoch ist, ist bei Befragten welche kürzer als

31 Jahre dort leben wesentlich geringer (59,1 % bzw. 51,1% hohe Bindung) als bei jenen die schon länger dort leben. Immerhin fühlt die überwiegende Mehrheit der erst „kürzer“ Wohnhaften (bis 30 Jahre) eine zumindest „mittelmäßige“ Bindung an die Siedlung. Auf die Empfindung jener Befragten, die sich „wenig“ oder „gar nicht“ an die Siedlung gebunden fühlen, dürfte die Wohndauer keinen Einfluss genommen haben, da diese gleichmäßig verteilt sind.

Der Wert der Signifikanz von 0,00 bestätigt einen hoch signifikanten Unterschied zwischen der unterschiedlich langen Wohndauer und der Einschätzung des Bindungsgefühls zur Freihofsiedlung. Die Bindung zu der Siedlung ist bei längerer Wohndauer stärker.

1.1) Regressionsmodell „Bindung an die Siedlung“

Um zu überprüfen wovon es abhängt, ob sich jemand stark oder wenig an die Siedlung gebunden fühlt, wurde eine zweite Regressionsanalyse (Methode wie oben) berechnet. Als abhängige Variable wurde „Bindung an die Freihofsiedlung“ festgelegt. Das aussagekräftigste Modell wurde nach der Austestung weniger Varianten schnell ersichtlich. Als zentralste unabhängige Variablen haben sich das „Alter der Befragten“, die „Kenntnis der Geschichte der Siedlerbewegung“, die „Zufriedenheit mit der Gestaltung der Freihöfe und Flächen“ und der Summenscore aus den Variablen des im 1. Themenbereich (Pkt. 3.1) berechneten Faktor 2 „Gemeinschaft“ (gesellschaftliches Ansehen der Siedlung, soziales Zusammenleben in der Siedlung, Mitbestimmungsmöglichkeiten) erwiesen.

Der Durbin- Watson- Test zeigt mit 1,856 wenig Autokorrelation und bestätigt das Modell als gültig.

Das korrigierte Bestimmtheitsmaß zeigt, dass durch das Modell insgesamt 33,6% der Bindung an die Siedlung erklärt werden.

Durch den Wert der Signifikanz von 0,00 wird ersichtlich, dass das Modell einen Erklärungsbeitrag liefert.

Tab. 18: Regressionskoeffizienten „Bindungsmodell“

	Beta	Signifikanz
Faktor „Gemeinschaft“	0,247 □ □	0,001
Gestaltung Höfe	0,211 □ □	0,005
Siedlerbewegung	0,310 □ □	0,000
Alter der Befragten	-0,200 □ □	0,007

n=154, Methode: Einschluss; R²: 0,336

Alle vier unabhängigen Variablen dieses Modells haben Einfluss auf die abhängige Variable. Den meisten Einfluss auf die Empfindung einer Bindung an die Siedlung hat die „Kenntnis der Geschichte der Siedlerbewegung“. Etwas schwächer ausgeprägt, jedoch auch bedeutend, ist der Einfluss des Faktors „Gemeinschaft“. Auch die Zufriedenheit mit der Gestaltung der Anlage und das Alter der Befragten sind für das Gefühl einer Bindung von Bedeutung. Betrachtet man bei der Interpretation der Betawerte zusätzlich das Vorzeichen, so zeigt sich folgender Zusammenhang:

Je besser ein Befragter die Geschichte der Siedlerbewegung kennt, je zufriedener ein Befragter mit dem gesellschaftliches Ansehen der Siedlung, dem sozialen Zusammenleben in der Siedlung und den Mitbestimmungsmöglichkeiten (Faktor „Gemeinschaft“) in der Siedlung ist, je zufriedener er mit der Gestaltung der Freihöfe und Flächen ist und je älter ein Befragter ist, desto stärker fühlt er sich an die Siedlung gebunden.

2.) Identifikation

Der Frage, ob die Befragten nochmals ein Haus der Freihofsiedlung beziehen würden, wenn sie noch einmal vor der Entscheidung stünden, stimmten 96,8% zu. Lediglich 3,2% der Befragten würden aus heutiger Sicht nicht mehr einziehen.

Einen Umzug innerhalb der nächsten drei Jahre planen nur 2,6% der Befragten (er selbst oder ein Mitbewohner des gemeinsamen Haushalts).

Die Wohngegend weiterempfehlen würden 95,8% der Befragten.

2.1.) Das „kollektive Gedächtnis“

Bei der Frage nach dem geschichtlichen Wissen gaben 41,6% an, den Begriff des „roten Wiens“ „sehr gut“ zu kennen, weitere 32,1% kannten ihn „gut“. Zusätzlich meinten 13,2% den Begriff einigermaßen zu kennen. Die meisten Bewohner wissen demzufolge über die Entstehungsgeschichte der Freihofsiedlung Bescheid.

Da die Kenntnis des Begriffs des „Roten Wiens“ nicht zwingend auf das Vorhandensein eines Wissens über die Entstehungsgeschichte der Freihofsiedlung schließen lässt, wurde explizit nach der Kenntnis der Geschichte der „Siedlerbewegung“ gefragt.

Eine Häufigkeitsauszählung der Antworten zeigt, dass 25,8% der Befragten die Geschichte „sehr gut“ und 32,1% sie „gut“ kennen. Weitere 18,4% gaben an, mittelmäßig darüber Bescheid zu wissen. Beinahe einem Viertel der Befragten ist die Geschichte der Siedlerbewegung wenig (12,1%) oder gar nicht (11,6%) bekannt.

Da ein Ziel der vorliegenden Arbeit die Darstellung der Wohnzufriedenheit aus dem Blickwinkel des sogenannten „kollektiven Gedächtnisses“ (historische und gemeinschaftliche Dimension) der Bewohner darzustellen, möchte ich den letzten Abschnitt der Arbeit diesem Thema widmen.

Zu der Herausbildung und der Internalisierung dieses „kollektiven Gedächtnisses“ ist zu einem bedeutenden Anteil die Kenntnis der Geschichte der Freihofsiedlung bzw. jene der Siedlerbewegung erforderlich. Ob ein Unterschied der Beurteilung verschiedener abhängiger Variablen bei Kenntnis bzw. Unkenntnis der Siedlerbewegung besteht soll nun dargelegt werden.

Zu Beginn soll festgehalten werden, dass das Bescheid wissen über die Geschichte der Freihofsiedlung (und die Siedlerbewegung) nicht mit dem Bildungsstand der Befragten zusammenhängt. So betragen die Prozentzahlen der Kenntnis („sehr gut“ und „gut“) bei Befragten mit abgeschlossener Lehre 53,3%, mit Fachschule (ohne Matura) 60%, mit Meisterprüfung 62,6%, mit Matura 56,4% und mit akademischem Abschluss 60,6%.

Was hingegen von der Kenntnis der Siedlerbewegung abhängt ist zum ersten die Gesamtbeurteilung des eigenen Reihenhauses. So beurteilen rund 90% der Befragten mit „sehr guten“ Kenntnissen über die Entstehungsgeschichte ihre Reihenhäuser in ihrer Gesamtheit betrachtet als „sehr gut“ (50%) und „gut“ (39,6%). Auch von jenen mit „guten“ Kenntnissen wird ihr Reihenhaus von einer überwiegenden Mehrheit, 88,1%, als „sehr gut“ (37,3%) und „gut“ (50,8%) beurteilt. Bei Befragten mit „wenig“ Kenntnis sinkt der Anteil der Befragten mit (sehr) guten Bewertungen auf 65,2%. Obwohl die Häuser allgemein relativ gut bewertet wurden, zeigen sich bei weniger Kenntnis über die Entstehungsgeschichte im Durchschnitt betrachtet etwas schlechtere Bewertungen für das Reihenhaus.

Dieses Ergebnis wird durch die Berechnung des Korrelationskoeffizienten nach Pearson mit einem Wert von 0,258 und einer Signifikanz von 0,000 bestätigt. Der gefundene Unterschied gilt als hochsignifikant und statistisch abgesichert. Die Kenntnis der Geschichte der Freihofsiedlung hat Einfluss auf die Gesamtbewertung des eigenen Reihenhauses.

Die Vermutung, dass die Bewohner der Freihofsiedlung aufgrund ihrer gemeinsamen Geschichte stärker zusammenhalten, wurde im Zusammenhang mit der „Kenntnis der Siedlerbewegung“ mit der Variable des „gegenseitigen nachbarschaftlichen Besuchs“ untersucht. So gaben nur Befragte mit „sehr guter“ und „guter“ Kenntnis der Siedlerbewegung an, dass sie und ihre Nachbarn sich „sehr oft“ besuchen. Auch in der Kategorie, in welcher die Besuche mit den Nachbarn „oft“ stattfinden, befinden sich überwiegend Befragte mit „sehr guter“ und „guter“ Kenntnis. Schon an früherer Stelle dieser Arbeit wurde ersichtlich, dass das gegenseitige Besuchen zu den intensiveren Nachbarschaftskontakten zählt, welche nicht so alltäglich und häufig vorkommen wie z.B. das grüßen. Insgesamt gaben lediglich 19 der 101 Befragten, welche sich in den ersten drei Kategorien („sehr oft“, „oft“ und „ab und zu“) der Nachbarschaftsbesuche befanden, an, „wenig“ oder „gar keine“ Kenntnis zu haben.

Um den augenscheinlich festgestellten Unterschied auch statistisch abzusichern, wurde wieder Pearson's r herangezogen. Die Berechnung ergab einen Wert von 0,196 und eine Signifikanz von 0,008. Damit gilt der gefundene Unterschied als statistisch bestätigt und signifikant.

Zum Abschluss soll noch durch eine Kreuztabelle veranschaulicht werden, dass die Kenntnis der bewegten Geschichte der Siedlerbewegung positiven Einfluss auf die

Bindung an den Wohnort hat (siehe auch Regression Pkt. 1), da die Bemühungen der Siedlerbewegung die heutigen Wohnverhältnisse und den damit verbundenen Wohnstandard erst ermöglicht haben.

Tab. 19: Kreuztabelle „Bindung Freihofsiedlung“ mit „Geschichte Siedlerbewegung“

	sehr gut/gut	Mittelmäßig	wenig/garnicht	Gesamt
sehr hoch/hoch	77,3%	60%	55,6%	68,9%
mittelmäßig	20,0%	31,4%	26,7%	23,7%
niedrig/garnicht	2,7%	8,6%	17,8%	7,4%
Gesamt	100%	100%	100%	100%

n=190, Pearson's r, Wert: 0,366, Signifikanz: 0,00

In der Kreuztabelle wird eindeutig ersichtlich, dass die Bindung zu der Freihofsiedlung bei guter Kenntnis der Geschichte der Siedlerbewegung höher ist. So gaben 77,3% der Befragten, die über die Geschichte „sehr gut“ oder „gut“ Bescheid wissen, an, eine „sehr hohe“ oder „hohe“ Bindung zu der Freihofsiedlung zu haben. Weitere 20% der Siedlerbewegungskundigen Gruppe empfinden eine „mittelmäßige“ Bindung. Lediglich 3 Befragte dieser Gruppe (2,7%) gaben an „wenig“ oder „gar keine“ Bindung zu fühlen. Der Zuspruch zu der Frage nach der Bindung zu der Freihofsiedlung ist generell recht stark, jedoch zeigt sich deutlich eine zumindest geringfügige Abnahme der Bindungsempfindungen bei weniger Kenntnissen über die Entstehungsgeschichte.

Der Korrelationskoeffizient von Pearson bestätigt mit einem Wert von 0,366 und einer Signifikanz von 0,00 diesen augenscheinlich festgestellten und zuvor vermuteten Zusammenhang.

V. Conclusio und Ausblick

Die Ergebnisse der Umfrage in der Freihofsiedlung haben gezeigt, dass bei der überwiegenden Mehrheit der Befragten eine hohe Lebens- bzw. Wohnzufriedenheit herrscht. Die Bewohner sind zum Großteil mit der Ausstattung der Siedlung und der Reihenhäuser zufrieden. Auch die infrastrukturellen Einrichtungen werden relativ gut beurteilt. Das Sicherheitsgefühl vor Einbruch und Diebstahl entspricht dem österreichweiten Schnitt, die Angst vor Vandalismus ist relativ schwach vorhanden.

Das Zusammenleben ist ziemlich stark ausgeprägt. Das gegenseitige Grüßen wird von fast allen Bewohnern bestätigt, gegenseitige Hilfestellungen und miteinander reden ist für den Großteil der Bewohner selbstverständlich. Teilweise pflegen die Bewohner auch Freundschaftskontakte mit den Nachbarn, bei denen es auch zu gegenseitigen Besuchen kommt. Bei der Schichteinstufung bewerten die Bewohner sich selbst und ihren Haushalt im Schnitt nur geringfügig besser als ihre Nachbarn (Unterschied von 0,5 bei 7 Stufen). Auf Basis der Auswertung lässt sich darauf schließen, dass sich die Bewohner zu einem großen Teil als relativ homogene Gruppe wahrnehmen.

Als Haupteinflussvariablen auf die Wohnzufriedenheit in der Freihofsiedlung haben sich die Zufriedenheit mit dem eigenen Reihnhaus und der Gestaltung der Freihöfe und Flächen, das Sicherheitsgefühl, das Zusammengehörigkeitsgefühl und das Vorhandensein einer persönlichen Bindung zu dem Haus bzw. der Siedlung erwiesen.

Dass zu dieser Wahrnehmung die gemeinsame Entstehungsgeschichte beigetragen haben könnte, konnte in dem letzten Teil der Arbeit dargelegt werden. Die Kenntnis über die Geschichte der Siedlerbewegung hat positiven Einfluss auf die Empfindung der Bindung zu der Siedlung, auf die Beurteilung des eigenen Reihenhauses und auf die intensivste Form des nachbarschaftlichen Kontakts, das gegenseitige Besuchen.

Es konnte gezeigt werden, dass die ursprüngliche „solidarische“ Stimmung immer noch für viele Bewohner spürbar ist. Das Vorhandensein dieses „Wir- Gefühls“ innerhalb einer Wohnanlage ist nicht selbstverständlich, was sehr schade ist, da es sich sehr positiv auf die Lebensqualität und Wohnzufriedenheit auswirken kann. Es ist daher meiner Meinung nach äußerst sinnvoll, im Sinne gleich der Argumentation von Gilg und Schaeppi, bei zukünftigen Wohnprojekten auf eine sinnvolle Zusammensetzung der

Bewohnerstrukturen zu achten und die Empfindung eines „Wir- Gefühls“ bzw. Gemeinschaftsgefühls zu fördern.

Leider sieht sich die Freihofsiedlung aktuell mit einer äußerst kritischen Situation konfrontiert. Die Baurechtsverträge, welche während der Erbauungsphase von den Genossenschaften mit der Gemeinde Wien geschlossen wurden, laufen teilweise (viele Bereiche/Sprengel sind aktuell betroffen, die letzten erst im Jahr 2055) am 31.12.2012 aus. Da der Grund und Boden damals aus gegebenem Anlass zu besonders günstigen Konditionen an die Genossenschaften vergeben wurde, plant die Gemeinde Wien derzeit eine Erhöhung des monatlich zu entrichtenden Bauzinses während der nächsten zehn Jahre von derzeit 1 Cent auf letztendlich 70 Cent pro m² und Monat.

Dies mag auf den ersten Blick nicht viel erscheinen, führt aber letztendlich aus Gründen wie der Verrechnungsmethode (der Baurechtszins ist für die gesamte Grundfläche zu entrichten, d.h. auch Gärten, Grünfläche, usw.) und der Indexanpassung zu einer Verdoppelung bis Verdreifachung des monatlich zu entrichtenden Nutzungsentgeltes. Anstelle der aktuell zu entrichtenden rund 200- 250 Euro wären es in zehn Jahr bis zu 700 Euro monatlich („Miete“ kalt).

Da dies sozial ungerecht ist (die Häuser wurden von den Siedlern selbst erbaut, renoviert und weiter ausgebaut) und das Budget vieler Bewohner übersteigen würde kommt es in den letzten Monaten zu einer erneuten, noch stärkeren Solidarisierung unter den Bewohnern als es zu dem Zeitpunkt dieser Umfrage der Fall war. Die Hoffnung, die Gemeinde Wien von den Anliegen und der speziellen Situation der Siedler überzeugen zu können und ein einlenken zu erreichen, ist noch nicht aufgegeben.

Möglicherweise kann diese Arbeit einen sinnvollen Beitrag zu dieser Diskussion leisten und Zeugnis davon ablegen, wie wichtig die Solidarität und die Gleichbehandlung für die Wohnzufriedenheit, die Lebensqualität und den sozialen Zusammenhalt in dieser Siedlung sind (In Zukunft würden die Bewohner je nach Erbauungsphase des Reihenhauses in der Freihofsiedlung unterschiedlich hohe Mieten zahlen).

Die Freihofsiedlung ist das Produkt wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und sozialen Zusammenhalts von Menschen mit einem gemeinsamen Ziel, und zwar eine gerechte, für alle bezahlbare und gute Wohnsituation die für die Beteiligten.

VI. Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Reihenhaustypen	53
Abb. 2: Alter der Befragten	66
Abb. 3: Höchster Bildungsabschluss.....	67
Abb. 4: Anzahl der Bewohner	69
Abb. 5: Wohndauer	71
Abb. 6: Selbsteinstufung der Schichtzugehörigkeit.....	89
Abb. 7: Schichteinstufung Mitbewohner	90

VII. Tabellenverzeichnis

Tab. 1: Häufigkeiten „Erwerbstätigkeit“	68
Tab. 2: Kreuztabelle „Erwerbstätigkeit“ und „Haushaltsgröße“	70
Tab. 3: Mittelwerte „Reihenhaus gesamt“ und „Zufriedenheit Wohnbereiche“	72
Tab. 4: Kreuztabelle „Beurteilung Reihenhaus gesamt“ und „Hausgröße“	73
Tab. 5: Mittelwerte „Beurteilung Reihenhaus gesamt“ nach „Hausgröße“	74
Tab. 6: Kreuztabelle „Wohnzufriedenheit Freihofsiedlung“ und „Wohndauer“	76
Tab. 7: Faktorenanalyse „Zufriedenheit mit verschiedenen Bereichen“	77
Tab. 8: Faktorenanalyse „Institutionen“	78
Tab. 9: Häufigkeiten „Sicherheitsgefühl Einbruch/Diebstahl“	81
Tab. 10: Kreuztabelle „Alter“ und „Sicherheitsgefühl Einbruch/Diebstahl“	82
Tab. 11: Häufigkeiten „Sicherheitsgefühl vor Vandalismus“	83
Tab. 12: Mittelwerte „Sicherheitsgefühl in Wohnebenen“	84
Tab. 13: Regressionskoeffizienten „Wohnzufriedenheitsmodell“	85
Tab. 14: Mittelwerte Schichteinstufung.....	90
Tab. 15: Mittelwerte der „Schichteinstufungen“ nach „Geschlecht“	91
Tab. 16: Häufigkeit der „Formen der Nachbarschaft“	93
Tab. 17: Kreuztabelle „Bindung Freihofsiedlung“ und „Wohndauer“	94
Tab. 18: Regressionskoeffizienten „Bindungsmodell“	96
Tab. 19: Kreuztabelle „Bindung Freihofsiedlung“ mit „Geschichte Siedlerbewegung“	99

VIII. Literaturverzeichnis

BECHER, Ursula A.J., 1990: Geschichte des modernen Lebensstils. Essen- Wohnen- Freizeit- Reisen. München: Beck

ELIAS, Norbert, 1983: Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie. 1. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp

FLADE, Antje, 2006: Wohnen psychologisch betrachtet. 2. Auflage, Bern: Verlag Hans Huber

GILG, Mark/ SCHAEPPI, Werner, 2007: Lebensräume. Auf der Suche nach zeitgemäßen Wohnen. 1. Auflage, Sulgen/Zürich: Verlag Niggli AG

GLASS, Ruth, 1948: The Social Background of a Plan: A Study of Middlesbrough, Teil I, London

HALBWACHS, Maurice, 1950: La memoire collective. Paris

HANSELY, Hans Jörg/ KAUFMANN, Albert, 2004: Wiener Wohnstudien. Wohnzufriedenheit, Mobilitäts- und Freizeitverhalten. Stadtentwicklung Wien MA 18- Stadtentwicklung und Stadtplanung, Wien

HANSEN-SCHMIDT, Liselotte, 2007: 80 Jahre Siedlungsunion. Eine Dokumentation. Gemeinnützige Wohnungs- und Siedlungsgenossenschaft Siedlungsunion, Wien

HÄUßERMANN, Hartmut/ SIEBEL, Walter, 1996: Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens. 1. Auflage, Weinheim: Juventa Verlag

HILLMANN, Karl- Heinz, 1994: Wörterbuch der Soziologie. 4. Auflage, Stuttgart: Alfred Kröner Verlag Stuttgart

HOFFMANN, Robert, 1987: „Nimm Hack´ und Spaten...“. Siedlung und Siedlerbewegung in Österreich 1918-1938. (Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik Band 33). 1. Auflage, Wien: Verlag für Gesellschaftskritik Ges.m.b.H.

KIENAST, Sandra, 2010: „Sicheres Wohnen in Wien- Eine Studie zu Wohnungseinbrüchen“. Masterarbeit. Masterstudium Soziologie. Wien

KORTE, Hermann/SCHÄFERS, Bernhard, 2002: Einführung in Hauptbegriffe der Soziologie. 6. Auflage, Leske + Budrich, Opladen

KÖNIG, Rene (Hg.), 1958: Soziologie. Frankfurt

MANDERSCHIED, Katharina, 2004: Milieu, Urbanität und Raum. Soziale Prägung und Wirkung städtebaulicher Leitbilder und gebauter Räume. 1. Auflage, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH

PARSONS, Talcott, 1955: Family, Socialization and Interaction Process. Glencoe

SCHACHERL, Marianne, 1996: Objektive Bedingungen, subjektive Zufriedenheit und Bedürfnisse beim Wohnen. Diplomarbeit zur Erlangung des Magistergrades der Naturwissenschaft, Wien

SCHÄDL, Reinhold, 2000: Crashkurs in der Wohnungspolitik. Wirtschafts- und Sozialpolitische Zeitschrift, Herausgeber: Institut für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften (ISW), WISO 23. Jg. (2000), Nr. 4, 38-46

SILBERMANN, Alphons, 1963: Vom Wohnen der Deutschen. Eine soziologische Studie über das Wohnerlebnis. 1. Auflage, Köln: Westdeutscher Verlag

SOLGA, Heike/ POWELL, Justin/ BERGER, Peter A. (Hg.), 2009: Soziale Ungleichheit. Klassische Texte zur Sozialstrukturanalyse. Frankfurt/ Main: Campus Verlag GmbH

STRICKER, Bernhard, 1990: Wohnen in der Siedlung. Bern; Wien: Zytglogge

WEBER, Roland, 1998: Wohnen als Grundbedürfnis des Menschen und die Gestaltung der Wohnungspolitik aus der Sicht der Parteien, Diplomarbeit zur Erlangung des Magistergrades der Philosophie, Wien

ZIMMERL, Ulrike, 2002: Kübeldörfer. Siedlung und Siedlerbewegung im Wien der Zwischenkriegszeit. Wien: Hg. Michael Martischnig, Bd. 10. Österreichischer Kunst- und Kulturverlag

Internetquellen

ARCHITEKTENLEXIKON- Karl Schartelmüller:

<http://www.architektenlexikon.at/de/533.htm> (Zugriff August 2011)

SIEDLUNGSUNION- Webseite:

<http://www.siedlungsunion.at/siedlungsunion/> (Zugriff August 2011)

STADT WIEN- Nachrichtenarchiv:

<http://www.wien.gv.at/rk/historisch/1947/november.html> (Zugriff August 2011)

STADT WIEN- Wiener Wohnbauforschung, Magistrat der Stadt Wien MA 50:

http://www.wohnbauforschung.at/Downloads/Donaustadt_LF.pdf (Zugriff Juni 2011)

RAITH, Erich, 1998: Stadtmorphologie. Annäherungen, Umsetzungen, Aussichten.

Habilitationsschrift an der Fakultät für Architektur und Raumplanung eingereicht an der technischen Universität Wien. Im Internet unter:

http://www.stb.tuwien.ac.at/fileadmin/user_upload/Forschung/Publikationen/Stadtmorphologie_raith.pdf (Zugriff August 2011)

STATISTIK AUSTRIA- Volkszählung 2001- Hauptergebnisse I- Wien (Standardpublikationen), Wien 2003, Inhalt: Mag. Adelheid Bauer:

http://www.statistik.at/web_de/suchergebnisse/index.html (Zugriff Dezember 2011)

STATISTIK AUSTRIA- Volkszählung 2001- Hauptergebnisse II- Wien (Standardpublikationen), Wien 2004, Inhalt: Mag. Adelheid Bauer:

http://www.statistik.at/web_de/suchergebnisse/index.html (Zugriff Dezember 2011)

WEBLEXIKON DER WIENER SOZIALDEMOKRATIE

Festschrift „Freihofsiedlung“ von KAMPPFFMEYER, Hans, 1927, Wien:

<http://www.dasrotewien.at/bilder/d47/Freihofsiedlung.pdf> (Zugriff August 2011)

IX. Anhang

1. Fragebogen

Sehr geehrte Bewohner/Innen der Freihofsiedlung!

Mein Name ist Romana Michalek. Ich studiere Soziologie an der Universität Wien und arbeite gerade an meiner Diplomarbeit. Diese handelt von der Freihofsiedlung und der Wohnzufriedenheit ihrer Bewohner. Aus diesem Grund mache ich eine Umfrage unter den Anrainern (ein Bewohner pro Haus) und bitte Sie um Ihre Mithilfe.

Die Freihofsiedlung kann auf eine sehr schöne, interessante Geschichte zurückblicken und es ist für mich von großem Interesse, wie wohl Sie sich hier fühlen, und wie zufrieden Sie mit der Freihofsiedlung und Ihrer Umgebung sind. Ich bitte Sie daher herzlichst um Ihre Teilnahme und Unterstützung, um ein aussagekräftiges Ergebnis zu erhalten.

Die Befragung ist anonym. Ich bitte Sie, den Fragebogen in einen der aufgestellten Briefkästen in der Kraygasse 25 (meine Adresse) oder in der Riemenschneidergasse 41 einzuwerfen. Ich weiß, dass dies einige Umstände bereitet. Sollte es Ihnen nicht möglich sein, den Fragebogen vorbeizubringen, dann rufen Sie mich bitte unter 0650/6805418 an und ich hole ihn gerne ab. Ich danke Ihnen vielmals!

Diese Umfrage wurde von der Siedlungsunion genehmigt.

1. Seit wie vielen Jahren wohnen Sie in der Freihofsiedlung? Seit _____ Jahren (vgl. Manderscheid: 391)

2. In welcher Gasse/Straße wohnen Sie? Bitte markieren Sie die zutreffende Gasse.

Afritschgasse / Am Freihof / Brodschekhof / Brunnenhof / Heckenweg / Josef Sickinger Gasse / Kagranner Anger / Knappweg/ Kraygasse / Komzakgasse / Larwingasse / Lenkgasse / Löblweg / Mälzlplatz / Marangasse / Maurichgasse / Meißbauergasse / Melnitzkygasse / Mergenthalerplatz / Natorpgasse / Polletstraße / Portnergasse / Riemenschneidergasse / Rosenhof / Siebenbürgerstraße / Speidelweg / Stefan Kolbinger- Gasse / Steigenteschgasse / Straßmeyergergasse / Stundlgasse / Wegmayrgasse / Wollekweg

3. Wie groß ist Ihr Reihenhaus? (vgl. Manderscheid: 391)
_____m²

4. Wie gerne leben Sie hier? (vgl. Hansely 2004:49)
1= sehr gerne, 2= gerne, 3= es geht, 4= weniger gern, 5= nicht gern

	1	2	3	4	5
In Wien					
In Donaustadt					
In Kagranner					
In der Freihofsiedlung					

5. Wie beurteilen Sie folgende Bereiche ihres Reihenhauses? (vgl. Hansely 2004:49)
1= sehr gut, 2= gut, 3= es geht, 4= schlecht, 5= sehr schlecht

	1	2	3	4	5
Raumaufteilung des Reihenhauses					
Hausgröße					
Ruhe					
Aussicht					
Reihenhaus insgesamt					

6. Wie zufrieden sind Sie mit den folgenden Bereichen in der Freihofsiedlung? (vgl. Hansely 2004:49)

1= sehr zufrieden, 2= zufrieden, 3= es geht, 4= wenig zufrieden, 5= nicht zufrieden

	1	2	3	4	5
Gestaltung der Freihöfe und Flächen					
Größe der Freiflächen					
Spielmöglichkeiten für Kinder					
Sicherheit für Kinder					

7. Wie sicher fühlen Sie sich innerhalb der Freihofsiedlung vor Vandalismus? (vgl. Schacherl)

Sehr sicher	Sicher	Mittelmäßig	Wenig sicher	Nicht sicher

8. Wie sicher fühlen Sie sich innerhalb der Freihofsiedlung vor Einbruch und Diebstahl? (vgl. Hansely 2004:51)

Sehr sicher	Sicher	Mittelmäßig	Wenig sicher	Nicht sicher

9. Wie sicher fühlen Sie sich in... (vgl. Hansely 2004:51)
1= sehr sicher, 2= sicher, 3= es geht, 4= wenig sicher, 5= nicht sicher

	1	2	3	4	5
der Freihofsiedlung					
den nahe gelegenen Grünanlagen					
Kagran					
Donaustadt					
Wien					

10. Wie zufrieden sind Sie mit den folgenden Einrichtungen in der Nähe der Freihofsiedlung? (vgl. Hansely 2004:49)
1= sehr zufrieden, 2= zufrieden, 3= es geht, 4= wenig zufrieden, 5= nicht zufrieden

	1	2	3	4	5
Kindergarten					
Hort					
Schulen					
Apotheken					
Ärzten					
Ämter					

11. Wie beurteilen Sie die folgenden Infrastruktureinrichtungen in der Wohnumgebung? (vgl. Hansely 2004:49)
1= sehr gut, 2= gut, 3= es geht, 4= schlecht, 5= sehr schlecht

	1	2	3	4	5
Sportmöglichkeiten					
Grünflächen					
Einkaufsmöglichkeiten					
Cafes, Lokale					
Öffentliche Verkehrsmittel					
Freizeiteinrichtungen					

12. Welche der folgenden Infrastruktureinrichtungen würden Sie sich in der Nähe der Freihofsiedlung wünschen? (Mehrfachnennungen möglich) (vgl. Hansely 2004:63)

Mehr Nahversorgung	
Jugendzentrum	
Vereins-, Clubräume	
Radwege	
Anderes (bitte eintragen was fehlt):	
Nichts davon, ich bin mit den bestehenden Einrichtungen zufrieden	

13. Es wird viel über die verschiedenen Bevölkerungsschichten gesprochen. Können Sie mir bitte anhand dieser Skala sagen, ob die Mehrzahl der Bewohner in der Freihofsiedlung Ihrer Meinung nach mehr zu der oberen, der mittleren oder unteren Gruppe in unserer Gesellschaft gehört? Note 1= ganz oben, Note 7= ganz unten. Und wie würden Sie da sich und Ihre Familie einstufen? (vgl. Hansely 2004:40)

	1	2	3	4	5	6	7
Mitbewohner							
Selbsteinstufung							

14. Kommen wir nun zum Garten. Ist es Ihnen wichtig, einen eigenen Garten zu haben?

- Ja
 Nein

15. Gibt es an Ihrem Garten Dinge, die Sie besonders stören? (Mehrfachnennungen möglich) (vgl. Hansely 2004:40)

Garten ist zu klein	
Garten ist zu groß	
Garten ist zu schattig	
Schädlinge	
Garten ist leicht einsehbar, zu wenig Sichtschutz	
Lärmbelästigung durch Verkehr	
Lärm durch Nachbarn	
Mich stört nichts	

16. Kommen wir nun zur Lärmbelästigung. Wie stark stört Sie der... (vgl. Hansely 2004:51)
1= sehr stark, 2= stark, 3= es geht, 4= wenig, 5= gar nicht

	1	2	3	4	5
Verkehrslärm					
Lärm durch die Nachbarn					
Lärm auf der Gasse					

17. Wie zufrieden sind Sie mit ...

1= sehr zufrieden, 2= zufrieden, 3= es geht, 4= wenig zufrieden, 5= nicht zufrieden

	1	2	3	4	5
Ihrer Möglichkeit, sich in der Freihofsiedlung zu jeder Tages- und Nachtzeit sehr gut erholen und entspannen zu können (Schacherl)					
Ihrer Möglichkeit, ungestört alleine sein zu können (Schacherl)					
Ihrer Möglichkeit, mit Ihrer Familie ungestört sein zu können (Schacherl)					
Ihrer Möglichkeit, ungestört Ihren Interessen und Hobbys nachgehen zu können					
Ihrer Möglichkeit, wichtige Entscheidungen in der Freihofsiedlung mitbestimmen zu können (Schacherl)					
der Freihofsiedlung in Bezug auf gesellschaftliches Ansehen und Prestige (Schacherl)					
dem sozialen Zusammenleben in der Freihofsiedlung					
den Parkmöglichkeiten in der Freihofsiedlung (vgl. Manderscheid:394)					

18. Wie schätzen Sie die Zusammensetzung der Freihofsiedlung ein, sind sich die Bewohner/Innen hinsichtlich ihrer Interessen und ihrer Lebensweise (vgl. Manderscheid: 395)

Sehr ähnlich	Ähnlich	Eher unterschiedlich	Sehr unterschiedlich

19. Bitte geben Sie an, wie oft folgendes auf Sie und Ihre Nachbarn, bzw. die Bewohner der angrenzenden Häuser zutrifft. (vgl. Manderscheid: 396)
1= sehr oft, 2= oft, 3= ab und zu, 4= selten, 5= gar nicht

	1	2	3	4	5
Man besucht sich					
Man hilft sich					
Man redet miteinander					
Man grüßt sich					
Man ist miteinander befreundet					

20. Herrscht in der Freihofsiedlung Ihrer Meinung nach ein Zusammengehörigkeitsgefühl? (vgl. Hansely 2004:76)

Ja, sehr	Ja, ziemlich	Es geht	Eher weniger	Gar nicht

21. Und wie sehr fühlen Sie sich an die Siedlung gebunden?
1= sehr hoch, 2= hoch, 3= mittelmäßig, 4= eher weniger, 5= gar nicht

	1	2	3	4	5
Wie stark ist Ihre persönliche Bindung zur Freihofsiedlung?					
Wie stark ist Ihre persönliche Bindung zu Ihrem Reihenhaus?					

22. (vgl. Hansely 2004:76)

	Ja	Nein
Wenn Sie nochmals vor der Entscheidung stünden, würden Sie dann wieder in die Freihofsiedlung ziehen? (vgl. Hansely)		
Planen Sie oder Ihr/e Partner/in in Ihrem Haushalt in den nächsten drei Jahren konkret einen Wohnungswechsel? (vgl. Hansely)		
Würden Sie anderen Leuten diese Wohngegend empfehlen?		

23. Zwei Fragen zur Geschichte der Freihofsiedlung.
1= sehr gut, 2= gut, 3= es geht, 4= wenig, 5= gar nicht

	1	2	3	4	5
Wie gut kennen Sie den Begriff das „Rote Wien“?					
Kennen Sie die Geschichte der Siedlerbewegung?					

Zum Schluss noch einige demografische Daten:

(vgl. Schacherl 1996: Anhang)

24. Im Haushalt wohnen ____ Personen, Sie selbst sind die Person mit der Nummer 1:

Bewohner:	Männlich	Weiblich	Alter in Jahren
1			
2			
3			
4			
5			

25. Welchen Familienstand haben Sie?

- verheiratet und mit Ihrem Ehepartner zusammenlebend
- verheiratet und getrennt lebend
- in Partnerschaft zusammenlebend
- in Partnerschaft getrennt lebend
- verwitwet
- geschieden
- ledig

26. Sind Sie erwerbstätig?

- Hauptberuflich erwerbstätig, ganztags
- Hauptberuflich erwerbstätig, halbtags
- Geringfügig beschäftigt
- im Haushalt tätig
- in Karenz
- zurzeit arbeitslos

27. Ist Ihr/e Partner/in erwerbstätig?

- Hauptberuflich erwerbstätig, ganztags
- Hauptberuflich erwerbstätig, halbtags
- Geringfügig beschäftigt
- im Haushalt tätig
- in Karenz
- zurzeit arbeitslos
- Ich habe keinen Partner

28. Wie hoch ist das monatliche Nettoeinkommen (Einkommen nach Abzug von Steuern und Versicherung), das Ihrem Haushalt zur Verfügung steht (inkl. Kindergeld, Sozialhilfe, usw.)?

- bis 499 Euro
- 500- 999 Euro
- 1000- 1499 Euro
- 1500- 1999 Euro
- 2000- 2499 Euro
- 2500- 2999 Euro
- mehr als 3000 Euro
- keine Angabe

29. Bitte geben Sie Ihren höchsten Bildungsabschluss an:

- kein Abschluss
- Pflichtschule
- Berufsschule, Lehre
- Berufsbildende mittlere Schule, FS (ohne Matura)
- Meisterprüfung
- Matura
- Hochschule, Universität, Akademie, FH

Kommentare und

Anmerkungen: _____

Vielen Dank für Ihre Mithilfe!!!

2. Zusammenfassung

Die Arbeit handelt von der Wohnzufriedenheit der Bewohner einer über 80 Jahre alten Reihenhaussiedlung, der Freihofsiedlung, in Wien. Die Siedlung ist als Untersuchungsobjekt besonders aufgrund ihrer Entstehungsgeschichte, die sie in Wien mit nur einigen anderen Wohnsiedlungen teilt, interessant. Da die Errichtung der Wohnanlage nur durch genossenschaftlichen Zusammenhalt erreicht werden konnte und das Konzept damals lebensreformerische Ziele beinhaltete, richtet diese Arbeit ihren Fokus darauf, was aus diesen Vorstellungen bis heute geworden ist bzw. was und wie viel davon noch übrig ist.

Im ersten Teil der Arbeit werden einige theoretische Grundlagen zu dem Thema „Wohnen“ dargestellt, worin Bereiche wie „Nachbarschaft“, „Siedlung“, „Wohnweisen“, „Wohnverhalten“ und andere enthalten sind.

Der zweite Teil der Arbeit behandelt das Thema „Wohnen in Wien“. Dieses Kapitel beinhaltet sowohl die aktuelle Wohnsituation, als auch die Geschichte des sozialen Wohnbaus in Wien. Desweiteren wird das Untersuchungsgebiet, die „Freihofsiedlung“, aus historischer, architektonischer und rechtlicher Perspektive dargestellt.

Der dritte Teil der Arbeit ist der Darstellung der Untersuchung und ihrer Ergebnisse gewidmet. Die Untersuchung wurde in Form einer anonymen, schriftlichen, quantitativen Befragung mittels Fragebogen durchgeführt. Durch dieses Vorgehen konnten eine große Anzahl der Bewohner erreicht werden. Dank ihrer hohen Antwortbereitschaft und Mithilfe konnten so insgesamt beachtliche 191 Haushalte (gesamte Siedlung umfasst rund 1100 Haushalte) ausgewertet werden. Die Auswertung erfolgte mittels dem Statistikprogramm SPSS (Version 17). Die Ergebnisse zeigen bei einem Großteil der Bewohner eine hohe Wohnzufriedenheit, eine starke Bindung an die Siedlung und gute nachbarschaftliche Verhältnisse.

Die Ergebnisse lassen darauf schließen, dass in der Siedlung immer noch ein überwiegender Teil der Bewohner den sozialen Zusammenhalt schätzt und ein „Wir-Gefühl“ vorhanden ist.

3. Lebenslauf

Persönliche Daten

Name: Romana Michalek

Geburtsdatum: 04.März 1983

Staatsbürgerschaft: Österreich

Kontakt: romi8319@gmx.at

Bildungsweg

1989- 1993 Volksschule Natorpgasse

1993- 2001 BRG Bernoullistraße

2002- 2004 Pädagogische Akademie Wien 1100 (Abbruch im 4. Semester)

2004- 2012 Universität Wien, Soziologie (rechts-, sozial- und wirtschaftswissenschaftlicher Studienzweig)

2008- 2010 Universität Wien, Bachelorstudium Politikwissenschaft (abgeschlossen)

Berufliche Tätigkeiten

Seit 2001 Diverse Einsätze bei Eventagenturen, Kinderbetreuung, Bürotätigkeiten auf geringfügiger Basis

Eidesstattliche Erklärung

Ich erkläre hiermit an Eides Statt, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Hilfsmittel angefertigt habe. Die aus fremden Quellen direkt oder indirekt übernommenen Gedanken sind als solche kenntlich gemacht.

Die Arbeit wurde bisher in gleicher oder ähnlicher Form keiner anderen Prüfungsbehörde vorgelegt und auch noch nicht veröffentlicht.

Wien, Jänner 2012